Sagen aus Innsbruck's umgebung mit besonderer berücksichti...

Adolf Ferdinand Dörler

Sagen

aus

Innsbruck's Umgebung

mit besonderer Berücksichtigung

des

Zillerthales.

Gesammelt und herausgegeben

von

Adolf Ferdinand Dörler.

Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1895.

Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.

Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit

dem

durchlauchtigsten Herrn Erzherzog

Ferdinand Karl von Österreich

in

tiefster Ehrfurcht gewidmet

vom

Herausgeber.

In Alpenthälern zwischen Bergesriesen,
Wo dumpf der Sturzbach durch die Felsen tost,
So manches Blümlein auf den grünen Wiesen
Und hoher Steinwand sonnbeglänzet sprosst.

Des alten Heidenthumes letzte Blüten,
Sie keimen fort in reiner Bergesluft
Seit sie im deutschen Götterhain erblühten
Und Völker fesselten durch ihren Duft.

Ein kleines Sträußlein nur von diesen Grüßen
Aus grauem Alterthum hab' ich gepflückt
Und leg' in Demuth es zu Deinen Füßen,
Erlauchter Prinz, und fühle mich beglückt.

Inhalt.

Vorwort.

Der Zweck des vorliegenden Büchleins ist, dem geneigten Leser das Bild des reichen Sagenschatzes Innsbruck's schöner Umgebung einigermaßen zu vervollständigen oder, falls er noch keine einschlägige Sammlung gelesen hat, ihn einzuführen in die nimmermüde Phantasie des Tirolervolkes, welche die lieblichen Dörflein und trotzigen Burgen, die einsame Sennhütte und den smaragdgrünen Alpensee mit einer Welt von mythischen Wesen, verborgenen Schätzen und grauenhaftem Teufels- und Hexenspuk belebt. Vieles klingt da wieder, was unsere Voreltern den heidnischen Gottheiten zuschrieben.

So begegnet uns Wodan, der höchste Gott der Deutschen, der Odin des Nordens, in mancher Sage als Schimmelreiter ohne Kopf oder in seiner majestätischen Herrlichkeit auf einem feuersprühenden Rosse sitzend und strahlend von Gold und Edelsteinen.

Die Kasermanndl erinnern, wenn sie am Martinsabende, um welche Zeit dem Wodan die großen Herbstopfer

dargebracht wurden, von den Alpen abfahren, an die Züge der wüthigen Fahrt, des wilden Heeres, der wilden Jagd oder des Nachtvolks und „Wuotas“, wie man Wodans Heer in Vorarlberg nennt. Ja, man vernimmt sogar die warnende Stimme des getreuen Eckhart, wenn das Kasermanndl einem vor dem Hause stehenden Mädchen zuruft:

„Madl, thua zua di Thir,
Es geaht 's Unglück vir!“

Den Schubkarren in der Sage vom Kasermanndl in Aldrans, (Nr. 25, 6.) könnte man mit dem Wodanswagen vergleichen.

Der Zug, daſs das letzte von den Kaserterggelen hinkt (Nr. 25, 2.), kehrt in den Berchtlsagen wieder, denn das letzte, der von Berchta angeführten, ungetauften Kinder steht bei jedem Schritt auf sein zu langes Hemdlein und wird so im Gange gehemmt. (Vgl. Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, S. 64, f. und Zingerle, Sagen aus Tirol, 2. Aufl. Nr. 29, 1.)

In der Sage vom Zäuner (Nr. 36) spiegelt sich vielleicht die derbe Riesengestalt des Donar mit seinem Hammer, welcher Gott in einem mit zwei Böcken bespannten Wagen einherfuhr oder zu Fuß mit einem Tragkorbe auf dem Rücken, (vgl. das „Zeggarl“, Körbchen in oben erwähnter Sage) die Lande durchstreifte. Auch die Sagen Nr. 108, 2. und 3. klingen an das Wesen des Donnergottes an.

Die Venedigerkäfer erinnern an den Käfercultus der Germanen, welcher jetzt nur noch in wenigen Sagen nachhallt.

Hexen verwandeln sich oft in Katzen. Diese waren bekanntlich Frouwas heilige Thiere, deren Wagen sie zogen. Schon im Alterthume treffen wir, dass Zauberinnen häufig Katzengestalt annahmen, um in dieser Vermummung Unheil aller Art anzustiften. Aus den bei unsern Voreltern so hochgeehrten Priesterinnen wurden gleichfalls Hexen, und die Opfermahlzeiten haben sich in Hexengelage umgestaltet, welche in prachtvollen, mit Hilfe des Teufels erbauten Schlössern abgehalten werden.

Die Sagen Nr. 83 und 99 ähneln in manchen Stücken den Orco-Sagen. (Vgl. Chr. Schneller, Märchen und Sagen aus Wälschtirol, S. 218, Nr. VI, 2. und 5.)

Was die Sagen selbst betrifft, so suchte ich sie möglichst getreu dem Volksmunde nacherzählt, in der vorliegenden Sammlung wiederzugeben. Einige Sagen, welche nicht gerade in der Umgebung Innsbruck's spielen, führte ich des Vergleiches halber an.

Möge dieses Werkchen in seiner Anspruchslosigkeit bei den Freunden der Volkssage gütige Aufnahme und nachsichtige Beurtheilung finden und sich in den Herzen der geneigten Leser ein Plätzchen zu erobern verstehen!

Wilten, im April 1895.

Der Herausgeber.

1. Die saligen Frauen und der wilde Mann.

Unter den mythischen Wesen in der Sagenwelt Tirols nehmen die saligen Frauen wohl die erste Stelle ein. Ihre Königin war Hulda, die personificierte Wolke, die Segnerin der Fluren und des Fleißes in Feld und Hütte. Sie spann mit ihrem lieblichen Gefolge jene nie endenden Zwirnknäuel, mit denen die Saligen oft gottesfürchtige Bäurinnen oder brave, fleißige Dirnen beschenkten. In die Häuser, in welche sie einkehrten, brachten sie Wohlstand, Glück und Segen, heilten hoffnungslose Kranke, und unterrichteten die Mädchen besonders in der Flachswirthschaft.

Allein in den düstern Schluchten des Hochwalds hauste der wilde Mann, ein gewaltiger Riese, welcher alle saligen Frauen mit tödtlichem Hasse verfolgte. Vor seinen Nachstellungen waren sie nur auf einem Flachsfelde, bei einem Wegkreuze oder auf einem Baumstrunke, in welchen die Holzfäller drei Kreuzchen eingehauen hatten, sicher.

2. Die Saligen auf Reisch.

Auf dem stattlichen Gehöfte Reisch außerhalb Zell im Zillerthal hielten sich zuweilen salige Frauen auf und bewahrten das Haus und dessen Bewohner vor jeglichem Ungemach. Der Bauer aber haßte sie dennoch und trachtete im Stillen beständig, sie von seinem Gute zu vertreiben. Einmal hatte nun der wilde Mann eine Salige in der Nähe von Reisch aufgestöbert und glaubte sie schon in seiner Gewalt zu haben, allein sie konnte gerade noch das Flachsfeld von Reisch erreichen, das er nicht betreten durfte. Da kam aber zufällig der Bauer daher und jagte die salige Frau aus dem Flachsfelde, dem wilden Manne entgegen; dabei rief er dem Unhold lachend zu:

„Die Holbe mir,
Die Holbe Dir!"

und gieng seines Weges. Als er aber heim kam, sah er die Hälfte der Saligen an einem Nagel an der Hausthüre hängen. Der Bauer entsetzte sich darob derart, dass er von diesem Augenblick an keine gesunde Stunde mehr hatte. Auf Reisch hat aber seitdem niemand mehr eine salige Frau gesehen.

---

3. Die Salige auf Hohenried.

Hoch oben am Gerlosberg stehen auf dem sogenannten Hohenried zwei Bauernhöfe, von üppigen Bergwiesen und

herrlichen Wäldern umgeben. Von dort genießt man eine wunderbare Fernsicht auf die schneebedeckten Häupter der Zillerthaler- und Duxerferner, während tief unten sich das liebliche Zillerthal ausbreitet. Unweit von Hohenried befindet sich ein kleiner Stadl, in dessen „Zimmer" (Scheune) eine Salige lange Zeit wohnte, weshalb er heute noch „Frauuzimmer" heißt.

Eines Tages war die Bäurin auf ihrem Flachsfelde beschäftigt, das Unkraut auszujäten. Da kam die salige Frau aus dem Walde hervor, trat zu ihr hin und erbot sich freundlich, ihr bei der Arbeit behilflich zu sein. Die Bäurin nahm das Anerbieten um so lieber an, als sie zu Hause noch viel zu thun hatte, und beide waren nun mehrere Stunden auf dem Felde beschäftigt. Als die Arbeit beendet war, fragte die Bäurin die Salige um ihren Lohn. Letztere beanspruchte aber nur schönen Dank und einen Laib Brot*).

---

4. Die Salige straft.

Ein saliges Fräulein half einst an einem glühendheißen Sommernachmittage auf einem Felde den Dirnen das Heu zusammenzurechen, das dann die Männer mit ihren Gabeln auf den Wagen luden. Einer der Heuer, ein übermüthiger Bursche, spöttelte beständig über die

*) Sehr seltener Zug, da die Saligen für gewöhnlich weder Lohn noch Gabe annahmen und niemals wiederkehrten, wenn man ihnen solches anbot.

Salige und suchte sie auf jede Weise zu necken. Sie beachtete aber seine Spöttereien nicht und ließ sich keineswegs in ihrer Arbeit stören. Dies reizte den Burschen noch mehr und er gedachte, ihr einen tüchtigen Denkzettel zu geben. Wie von ungefähr ergriff er den Wiesbaum und wollte ihn der Saligen auf die Füße werfen, traf aber seinen eigenen und zwar so unglücklich, dass er sein Lebtag lang hinken musste. (Völs).

5. Der Frauenstein.

Tief im Laimacher Walde, der sich oberhalb des Dörfleins Laimach im Zillerthal ausbreitet, liegt ein von mächtigen Fichten umschatteter Felsblock, der Frauenstein genannt. Hier sah man hie und da, wenn das silberne Licht des Mondes sich über die hohen Wipfel ergoss, liebliche salige Frauen in langen, schneeweißen Gewändern auf dem Felsen sitzen, und ihr wunderbarer Gesang vereinte sich mit dem geheimnisvollen Rauschen des Waldes.

6. Die „wilden Fraielen“.

Am Kreitiger Berg im Wippthale hielten sich vor alter Zeit wilde Fräulein auf. Heutzutage sieht man noch deutlich auf einem Steine im Walde, unweit von Kreit, ihre Fußspuren. Auch diese Wesen hatten vor dem wilden Manne „koan Ploz“, denn er stellte ihnen überall als erbitterter Gegner nach.

Einst verfolgte er zwei von ihnen bis zu den Häusern von Kreit. Es gelang jedoch den beiden, sich in einen Backofen zu verstecken, und eine Dirne, die gerade an einem nahen Brunnen beschäftigt war und die Noth der wilden Fräulein sah, stellte sich vor die Öffnung des Ofens, damit der wilde Mann dieselben nicht gewahre. Als er nun im nächsten Augenblick daher rannte und schrie: „Wohin, wohin?“ rief ihm die Dirne zu: „Vir o!“ Jetzt stürmte er vorbei, den Weg hinunter. Nachdem die Gefahr glücklich vorübergegangen war, kamen die wilden Fräulein aus ihrem Verstecke hervor, dankten der Dirne für ihre Rettung und gaben ihr einen Zwirnknäuel mit der Mahnung, den Anfang desselben nie „Drumm“, sondern immer „Oart“ zu nennen; dann gehe ihr der Faden niemals aus.

---

7. Die Meerfräulein.

Zwischen Grinzens und Kematen erhebt sich hart am Zusammenfluss der Bäche aus dem Sellrain- und Sendersthale der Spucherschrofen. Hier wurden früher nicht selten wunderliebliche Meerfräulein gesehen. Wie Lilien und Rosen war ihr Angesicht und ihre Augen blitzten wie Sterne. Blendend weiß waren Brust und Arme, doch statt der Beine hatten sie einen schimmernden Schweif, mit Schuppen und Flossen, wie die Fische. So oft sie sich zeigten, konnte man auf schlechtes Wetter rechnen. Manchmal hörte man sie auch bezaubernde

Melodien singen. Von ihrer Heimat dem Meere hatten sie zu vielen Seen und Bächen unterirdische Zugänge.

---

8. Der Wildmann-Schrofen.

Etwa eine halbe Stunde oberhalb des Dorfes Schwendau im Zillerthale bildet der aus dem Sidangrund kommende Wildbach einen schönen Wasserfall. Im Halbkreise umschließen ihn hohe Felswände, die sich nach oben hin erweitern, weshalb man diese Schlucht den „Keilkeller" nennt. Unweit von ihm erhebt sich im dichten Hochwald ein Felsblock, an dem noch die Umrisse einer riesig großen, menschlichen Gestalt zu erkennen sind. Einstens preßte sich nämlich der wilde Mann mit solcher Gewalt gegen diesen Felsen, dass die Gestalt des Riesen in demselben abgedrückt wurde.

---

9. Das wilde Manndl als Rathgeber.

An der Hochstraße von Zell nach Gerlos liegt ganz in Obstbäumen versteckt das Dörflein Hainzenberg. In dieses einsame Örtchen kam voralters jeden „Langis" das wilde Manndl und gab den Bauern vorzügliche Rathschläge in der Haus- und Feldwirthschaft. Dabei sagte es ihnen die Witterung des ganzen Jahres voraus, und alles traf genau so ein, wie es das Manndl prophezeit hatte. Die Leute hatten sich nun schon so sehr an das-

selbe gewöhnt, dass sie sich ein ersprießliches Wirtschaften ohne dessen Beihilfe kaum mehr denken konnten. Allein einmal war schon längst die Zeit da, wo man das Feld hätte bestellen sollen, doch das Manndl ließ sich noch immer nicht blicken. In der Hoffnung, es werde vielleicht doch bald kommen, warteten sie noch geraume Zeit. Endlich fiengen sie mit schweren Herzen zu ackern an, als plötzlich das wilde Manndl zornentbrannt erschien und den erschrockenen Bauern ein vollständiges Missjahr weissagte, denn Reif, Hagelschauer und Schneefall würden ihnen die Mühen eines ganzen Jahres vernichten. Darauf eilte es fort und kam nie mehr in diese Gegend.

Dasselbe trug sich auch in Aldrans zu, wo noch vor nicht langer Zeit der wilde Mann an einem Hause abgebildet zu sehen war.

Den Bauern von Mutters leistete ein Venediger-Manndl die gleichen Dienste. Da sie aber, als es einmal etwas lange ausblieb, mit den Frühlingsarbeiten begannen, ehe es gekommen war, verscherzten sie sich ebenfalls seine Gunst.

---

10. Wilde Leute.

1.

In der schauerlichen Felsenschlucht der Kranebitter Klamm hausten vor Zeiten „Wilde“ mit ihren Weibern und Kindern. Sie kamen häufig zum Kerschbuchhof heraus, um sich Milch, Brot und andere Lebensmittel zu holen und bezahlten mit Ledergeld.

2.

Auch in den Wäldern des Imster Berges hielten sich „Wilde" auf und kamen bei recht stürmischem Wetter selbst in die Nähe der Dörfer, um sich Nahrung zu suchen. Wer einem solchen hungernden Riesen in die Hände fiel, wurde von ihm in Stücke zerrissen und aufgefressen. Ganz ins Dorf hinein wagten sie sich übrigens nicht, denn sie hatten keine Waffen und die Bauern rotteten sich, sobald sie ihrer ansichtig wurden, zusammen, um sie zu verfolgen.

Einmal wollte nun eine Dirne auf einem Acker mit Jäten des Unkrautes beginnen, als plötzlich ein „Wilder" aus dem Walde hervorkam und auf die Dirne zuschritt. Diese war vor Schrecken an allen Gliedern wie gelähmt. Doch der Riese sagte wohlmeinend:

„Nimm an Jun,*)
Nor kimmst dervun."

Freilich gab es gerade um jene Zeit viel Schafe, an denen er den Hunger stillen konnte, sonst wäre es der Dirne wohl schlecht ergangen.

---

11. Die „Wilde" als Magd.

Eine sehr bekannte Gestalt in den Tiroler Sagen ist die „Fangg" oder „Wilde". Eine solche verdingte

*) „Jun" nennt man jenen Ackerstreifen, auf dem die Arbeiterin jätet.

sich einst bei einem Bauern als Magd. Mehrere Jahre hindurch diente sie treu und redlich, und es war eine Freude, ihr zuzusehen, wie flink ihr jede Arbeit von der Hand gieng. Ihren Namen verrieth sie aber keinem Menschen, gieng auch nie zum Gottesdienst und betete überhaupt nicht. Einmal trieb nun ihr Dienstgeber seine zwei Ochsen auf den Markt nach einem entfernten Dorfe, konnte aber nur den einen verkaufen. Als er mit dem andern, das Joch auf der Schulter tragend, wieder heimkehrte, rief, wie er einen Wald passierte, eine laute Stimme hinter ihm: „Ochsentreibar, Jochtrogar, sog d'r Rauchrind'n, d'Stanzi Manzi ist hin!“ Er wandte sich um und sah gerade noch einen furchtbaren Riesen im Waldesdunkel verschwinden. Der Bauer hatte sein Lebtag nichts von einer Rauchrinden oder Stanzi Manzi gehört und erzählte zu Hause beim Mittagessen ahnungslos, was ihm der Riese zu sagen aufgetragen hatte. Da lachte die Magd laut auf, eilte in ihre Kammer, packte dort schnell ihre wenigen Habseligkeiten zusammen in ein Bündel und lief zur Hausthüre hinaus, jenem Walde zu. Vergebens hatte man versucht, sie zurückzuhalten. Da rief ihr der Bauer nach, sie solle ihm doch wenigstens noch sagen, wie sie es zuwege gebracht habe, so schmackhaftes Brot zu backen. Die Antwort lautete:

„Braun boch'n,
Wohlg'schmoch'n.
Woacher Toag,
guats Broat.“ (Arzl).

———

12. Die Stallwichtelen.

Zu Inzing im Oberinnthal hielten sich vor alter Zeit in den Ställen kleine Männlein, die Wichtelen, auf. Wo sie weilten, blieb das Vieh gesund, gab viel Milch und keine Hexe konnte Macht darüber bekommen. Sie waren aber nur wenigen Leuten sichtbar, die meisten hörten nur mitunter ihren lieblichen Gesang im Stalle ertönen, bald über dieser und im nächsten Augenblicke wieder über einer andern Kuh. Die Neckereien aber konnten sie trotz ihrer gutmüthigen Gesinnung nicht lassen.

So gewahrte einmal ein Knecht, als er in der Frühe melken gieng, dass die schönste Kuh ihren Kopf durch eine ganz enge „Kluss'n" in der Stallthür herausstreckte. Eilig lief er ins Haus zurück und benachrichtigte den Bauern davon. Dieser rannte mit dem Knechte zum Stalle, konnte aber nichts Ungewöhnliches wahrnehmen, denn die Kuh stand jetzt ruhig an ihrem Platze. Die beiden hörten aber die Wichtelen aus allen Winkeln kichern und lachen, da ihr gelungenes Stücklein dem Bauer und Knecht einen solchen Schrecken eingejagt hatte.

Ein anderer Knecht in Inzing, der dem Gesang eines solchen Wichtels fast täglich lauschte, wollte sich ihm dankbar erweisen, kaufte ein Stück rothes Tuch und ließ daraus für dasselbe ein Röcklein anfertigen. Als er es aber im Stalle aufgehängt hatte, verließ diesen das Wichtl laut weinend, und er hat es seitdem nicht wieder gesehen oder singen gehört.

13. Das vertriebene Wichtl.

Zu Weerberg im Unterinnthal hauste auf einem Bauernhofe ein Wichtl, das zwar niemandem etwas zu Leide that, aber doch die Leute nur zu gern zum besten hielt und sie auf alle mögliche Weise neckte. Deshalb wäre man dasselbe gar gerne losgeworden, wusste aber nicht, auf welche Weise man es vertreiben könnte. Endlich entschlossen sich die Bauersleute, um dieser Plage abzukommen, sich auf einem andern Anwesen niederzulassen. Als sie bereits am Ausziehen begriffen waren, meinte das Wichtl: „Jatz muass i decht a wondern" und zog richtig mit den Hausinsassen in das neue Heim ein. Da gieng der Bauer zu den Kapuzinern und fragte sie um Rath, wie er vor dem Knirps endlich Ruhe bekommen könnte. Ein Pater rieth ihm, er solle ein rothes Jäcklein machen lassen und es dann dem Wichtl hinlegen. Der Bauer befolgte diesen Rath und ließ durch die „Nottarin" ein solches Röcklein machen. Diese vergaß aber die Knöpfe hineinzunähen. Als das Wichtl kam, und das „G'wantl" erblickte, tanzte es lachend in der Stube herum und rief:

„A Reckl
Ohne Knepfln,
A Reckl
Ohne Knepfln;
I muäß nit giehn,
I kun dobleib'n!"

Jetzt war wieder guter Rath theuer, und der Bauer gieng nochmals zum Kapuzinerpater, um ihn um Aus-

kunft zu bitten. Der Mönch hieß ihn die Knöpfe noch nachträglich hineinnähen zu lassen, denn an dem Röcklein dürfe freilich nichts fehlen. Wenn das Wichtl aber frage, ob es noch dableiben dürfe, solle man es ihm beileibe nicht gestatten.

Als nun dasselbe das fertige Röcklein zu Gesicht bekam, fieng es an zu jammern und zu klagen und fragte weinend: „Jo derf i iatz nimmar dobleib'n?“ Alle in der Stube Versammelten riefen einstimmig: „Na, na“. Das Wichtl lief darauf laut heulend zur Thüre hinaus und wurde seitdem von keinem Menschen mehr gesehen.

---

14. Der Hornbläser auf der Hauser Wiese.

Auf der Hauser Wiese, welche sich an der Berglehne oberhalb des Weilers Haus von ausgedehnten Waldungen umgeben ausbreitet, hielt sich einst ein Wichtl auf, das so meisterhaft das Horn zu blasen verstand, wie niemand im ganzen Zillerthale. Besonders gerne ließ es sich an ruhigen mondhellen Nächten hören, und die Bewohner des Weilers Haus lauschten dann entzückt den melodischen Klängen. Als man es aber einmal längere Zeit nicht mehr blasen hörte, stiegen einige Burschen zur Wiese empor, um das Manndl aufzusuchen und nachzusehen, ob ihm vielleicht etwas zugestoßen sei. Sie fanden aber das kleine „Letarl“ frisch und wohlauf.

Von nun an erschien es jede Nacht in einem Hause des genannten Weilers und schreckte bald alles durch ein

fürchterliches Gepolter aus dem Schlafe, bald steckte es den Kopf einer Kuh durch das kleine Stallfensterl hinaus, dass man ihn nur mit Mühe wieder zurückzwängen konnte. So triebs dieser Störenfried lange Zeit hindurch und man rieth vergebens hin und her, wie man ihn loswerden könnte. Da kam die Bäurin auf den Einfall, abends recht viele Eierschalen auf den Herd zu legen. Dies that sie auch und verbarg sich dann in einer Ecke der Küche. Als das Wichtl nachts hereinkam und die vielen Eierschalen auf dem Herde erblickte, rief es verwundert aus:

„I woaß iatz d'Hauser Wies
Noik möl Wold und noi möl Wies.

ober söv'l Hiferlang und Haferlang hun i nö nindacht g'sech'n," lief zur Thüre hinaus und niemand hat es mehr gesehen oder Hornblasen gehört.

---

15. Das Manndl bei Lans.

Auf dem Wege von Lans nach Rans spukt allabendlich in der Fasten ein Manndl. Wenn man um jene Zeit dort geht, hört man gewöhnlich ein „Gerümpel" an sich vorüberfahren, den Geist selbst bekommen nur wenige zu Gesicht. Ein Mädchen, das abends öfter diesen Weg machen musste, sah das Manndl einmal, ein anderesmal jedoch vernahm es nur ein Geräusch, als ob ein Pferd recht „schnudern" würde.

---

16. Der unredliche Bote.

Auf der Aste*) Ebnerfeld zeigt sich oft ein kleines Manndl in grauer Lodenjoppe, kurzen Lederhosen und mit einem dicken Birkenstecken versehen. Es treibt auf der Aste allerlei Unfug; des Nachts wirft es in der Hütte die Milchschüsseln und Seihen durcheinander und macht dabei einen solchen Lärm, dass die Almer erschreckt aus dem Schlafe auffahren und bis zum lichten Morgen nicht mehr einschlafen können. Häufig zwängt es auch zwei bis drei der schönsten Kühe in eine Kette, dass man sie nur durch schleuniges Losmachen vor dem Ersticken retten kann. Dieser Kobold war einst ein Bote, der mit seinem Esel wöchentlich einmal von Zell nach Gerlos gieng und sich so einen kümmerlichen Lebensunterhalt verdiente. Als einmal der Landesherr in diese Gegend kam, beschloss der Bote, ihn um einen Weideplatz für seinen Esel zu bitten. Der Fürst schenkte ihm ein kleines Feldchen oberhalb des Weilers Eben, wo jetzt die Aste Ebnerfeld ist, bestimmte aber nicht genau die Marken, und so kam es, dass der Bote seinen Besitz auf unrechtmäßige Weise allmählich bedeutend vergrößerte. Später verkaufte er das Feld um einen hohen Preis und muss nun seit seinem Tode auf der Aste für den Frevel so lange leiden, bis sie zugrunde geht.

*) Voralpe.

17. Das angeschossene Kasermanndl.

Auf der Alpe Graun im Vintschgau gieng ein Kasermanndl um, das häufig bei Nacht so stark von außen gegen die Hüttenthüre drückte, dass sie in allen Fugen krachte und aufzuspringen drohte. Die Senner versperrten sie deshalb auch noch mit starken Balken.

Eines Abends brach ein furchtbares Unwetter los, und ein Jäger erreichte gerade noch das schützende Dach der Hütte, als es in Strömen zu regnen anfieng. Grelle Blitze zuckten, betäubende Donnerschläge folgten allemal fast gleichzeitig, und das Vieh stürmte brüllend in den Stall. Da hörte man ein Krachen an der Thüre, und die Senner meinten: „Aha, kimmt'r wied'r!“ Der Jäger fragte verwundert, wer denn von draußen so herein drücke. Als sie ihm von diesem Kasermanndl erzählt hatten, erklärte er, den Almputz, falls er nicht gleich Ruhe gäbe, sofort niederschießen zu wollen. Eilig lud er eine Kreuzkugel in den Lauf und rief dreimal nacheinander: „Geast, oder i schiaß!“ Als das Manndl auch das drittemal nicht wich, schoss der kecke Jäger mitten durch die Thüre. Jetzt ertönte ein solcher Schrei, dass man ihn weithin hören konnte und das Vieh nach allen Richtungen auseinanderstob. Als die Männer vor die Hütte hinaustraten, sahen sie das Kasermanndl gegen den Ferner zu eilen, doch hatte es einen solchen Gestank im ganzen Thale zurückgelassen, dass sie sich schleunig wieder in die Hütte zurückzogen. Seit diesem Vorfall

aber machte sich der Putz nie mehr auf dieser Alpe bemerkbar.

---

18. Der Geist auf Fellenberg.

Wo die steilen Felsabstürze der Ahornspitze allmählich in üppige Alpenweiden übergehen, steht in einer vom schäumenden Fellenbergbach durchrauschten Thalmulde die Alpe Fellenberg. Einst kamen bei hereinbrechender Dämmerung zwei Jäger auf diese Alpe, um dort zu übernachten. Der jüngere jedoch, ein übermüthiger Waghals, wollte durchaus in die etwas höher gelegene Karhütte gehen, weil er gehört hatte, daſs es dort nicht recht geheuer sei. Dem älteren war zwar nicht viel darum, er gab aber endlich dem Drängen seines Kameraden nach. Beide stiegen nun zur Karhütte empor und suchten sich's dort bequem zu machen. Bald saßen sie um ein loderndes Feuer und nahmen einen tüchtigen Imbiſs. Dann luden sie für alle Fälle die Gewehre und suchten erst spät nachts das Heulager auf. Ihr Hund legte sich zu ihren Füßen auf den Boden und schnarchte alsbald mit den Jägern um die Wette. Gegen Mitternacht wurden sie aber plötzlich durch ein Gepolter aus dem Schlafe aufgeschreckt. Ein Feuer prasselte im Kaserraum, der Kesselbalken drehte sich knarrend hin und her, und dazwischen hörten sie immer etwas geschäftig „ummarpöss'ln." Sie suchten durch die Spalten zwischen den roh aneinandergezimmerten Balken hindurch zu sehen, konten aber nichts bestimmtes erkennen. Da rief auf

einmal eine Stimme zu ihnen hinüber: „Hatet's nid Beißendes und Reißendes*), derriss i enk ze Lak und ze Stab.“ Darauf wurde es wie mit einem Schlage wieder mäuschenstill in der Hütte.

19. Der Geist auf Dapenharberg.

A d'r Olme Dapenhorberg ist druast'n a Geist g'wes'n, dear hot gor atia n' bleckat'n H . . . . bei nan Giggarl a de Kaser eih'n gereckt, nett, wenn de Olmar bein Nochtal hend gehöckt. Galling ist ober d'r Schoffar windig woarn, reißt'n Drifass vun Fuier weck und schmeißt'n dens'n Löt'r ums Hinterg'sichte. Jatz hots ober wöltan an döln Winzlar gethu und d'r Geist woch derhie.

Auf de Nocht ober hots'n Schoffar dächt a bissal z'grauf'n ug'hebt und leit as Stallal, ze de Schaflang eih'n. Galling kimmt d'r Geist ackrat eihar, zoagt n'an Hältar und soat: „Lagst dü nid zwisch'n zwoa weiße Schaflang“, soat'r, „oft derriss i di ze Lak und ze Stab“, hot'r g'soat. Vu d'r selbig'n Zeit u hom se nochar nia nicht mear vu dens'n Kunt'r a d'r Olme gegwocht. (Mundart des obern Zillerthals.)

20. Der Spuk auf Durlasboden.

Auf der Alpe Durlasboden im Wild-Gerlosthale stand einst ein alter Stadl, in welchem das Vieh von

*) Unter „Beißendem und Reißendem“ meinte der Geist den Hund.

einem Geiste viel zu leiden hatte. Wenn jemand in der Tenne nächtigen wollte, hatte er die ganze Nacht keine Ruhe und war herzlich froh, wenn das erste Tagesgrauen in das unheimliche Nachtquartier drang. Als man ihn nach Jahren umbauen musste, hoffte man auch den Putz loszuwerden, allein hierin täuschte man sich. Gemsenjäger, welche in dem noch nicht ganz ausgebauten Stadl die Nacht zubringen wollten, wurden nämlich bald durch einen Lärm aufgeweckt und hörten die Rufe: „Steah umh'n, steah umh'n!" gerade als ob der Geist mit noch einem das Vieh eintreiben würde.

---

21. Der Putz auf der Kematner Alm.

Ein Viehdoctor, der sonst an keinen Geist glaubte, wurde einmal auf die Kematner Alm geholt. Da er dort länger zu thun hatte, musste er in der Hütte übernachten. Derselbe hatte noch nicht lange geschlafen, als er durch einen Heidenlärm geweckt wurde. Es warf die Pfannen durcheinander, machte sich bei den Seihen und Schüsseln zu schaffen, kurz, es war ein „Geklumper", wie er es sein Lebtag noch nie gehört hatte. Die Sennen nickten einander geheimnisvoll zu, der Thierarzt aber wollte wissen, was denn hier dahinter stecke. Alle erhoben sich nun vom Lager, machten Feuer auf, um das sie sich herum setzten und ihre Pfeifen stopften. Der Lärm in der Hütte war nun zwar verstummt, desto ärger aber giengs draußen los; das Vieh schnaubte und brüllte und es herrschte ein solches Ge-

trampl und „G'steaß", dass man glauben konnte, der Teufel wäre los. Dabei näherten sich schwere Schritte der Hüttenthüre, und die Sennen glaubten alle Augenblicke, es komme jemand zu ihnen herein. Als der Aufruhr immer größer wurde, verließen sie die Hütte, um nach dem Vieh zu sehen. Dieses lag aber ruhig im Gehege. Von nun an behauptete der Thierarzt gewiss nie mehr, dass es keine Geister gebe.

Da so ziemlich auf jeder Alpe ein Putz haust, besonders wenn die Senner bereits abgefahren sind, ist es rathsam, falls man ungestört übernachten will, beim Betreten der Hütte zu sagen: „I wear woll do in Gotts Nommen ibernocht'n dearfn!" Dann kann einem selbst der bösartigste Putz nichts mehr anhaben, und man wird die ganze Nacht ruhig schlafen können.

---

22. Die erlöste Sennerin.

Auf der Grauner Alm in Vintschgau übernachteten einmal zwei Jäger, als die Senner schon längst abgefahren waren. Gegen Mitternacht sah der eine, welcher noch wachte, eine Sennerin in den Kaserraum treten und weckte verwundert seinen Kameraden. Sie machte Feuer auf, goss Wasser in die Pfanne und stellte sie auf den Dreifuß. Dann kratzte sie mit beiden Händen Asche zusammen, warf sie ins Wasser und ließ dasselbe sieden. Nach einiger Zeit nahm sie die Pfanne vom Feuer und setzte sie auf den Tisch. Hierauf winkte sie stumm den beiden,

vom Heu herunterzukommen und zu essen. Da die Jäger gesehen hatten, wie das Mus zubereitet worden war, hatten sie längst jeglichen Appetit verloren und leisteten der Aufforderung, auch als die Dirn das zweitemal winkte, keine Folge. Erst als sie es zum drittenmal mit flehentlicher Geberde wiederholte, stiegen sie von der Leiter herab, setzten sich an den Tisch und begannen zu essen. Wie erstaunten sie aber, als die schwarzgraue Masse wie das beste Milchmus schmeckte und sie aßen alles sauber aus. Die Sennerin stand unterdessen in einem Winkel der Kaser und schaute den beiden gespannt zu. Als die Jäger den letzten Löffel voll zum Munde geführt hatten, wurde das Gewand der Dirne auf einmal schneeweiß, sie trat zu den beiden hin, dankte ihnen für ihre Erlösung und sagte: „Ich war zu meinen Lebzeiten hier Sennerin, verschwendete aber in meinem Leichtsinn viel Milch und Butter und musste deshalb seit meinem Tode schon viele Jahre lang hier büßen, ohne dass mir jemand das Mus nur gekostet hätte, bis ihr mich endlich von meinem Leiden erlöst habt". Damit verschwand sie, und die Jäger suchten im frohen Bewusstsein, eine arme Seele erlöst zu haben, wieder ihr Heulager auf.

---

23. Die Wette.

Die Kematner Alphütte bezieht gleich nach der Abfahrt der Senner ein Putz, welcher wegen der auf

dieser Alm als Senner verübten Vergeudung fremden Eigenthums und Veruntreuung des Almnutzens schon Jahre lang geisten muss. Deshalb wird die Hütte im Spätherbste selten betreten, da der Geist solchen Eindringlingen übel mitspielen könnte.

In Kematen war bei einem „Hoangert“ am Martinsabend das Gespräch auf diesen Putz gekommen, und der Bauer wettete seine schönste Kuh, dass sich niemand getraue, in die Hütte hineinzugehen. Dies hörte eine Dirn, die bei dem Bauern im Dienste war und erbot sich, ihrer armen, kranken Mutter zulieb, welche sich in größter Noth befand, gleich das Wagestück zu unternehmen. Zum Zeichen, dass sie oben gewesen sei, sollte sie die Milchseihe, den Milchrührer und den Küchelspieß mitbringen. Der Bauer gab ihr noch seinen Hund mit, und die Dirne machte sich nun mit gutem Gewissen auf den Weg. Furchtlos betrat sie die Sennhütte und war eben im Begriffe, ein Feuer aufzumachen, da kam der Almputz in die Kaser herein, ergriff eine Pfanne, goss Wasser und Asche hinein und stellte es über das Feuer. Als das appetitliche Gericht kurze Zeit gekocht hatte, brachte er dasselbe auf den Tisch und forderte die Dirne freundlich auf, sich „anzumarchen“, wie viel sie davon essen wolle. Diese hätte am liebsten gar nichts gekostet, bezeichnete aber doch aus Furcht vor dem Kasermanndl einen kleinen Theil und aß ihn auch. Dabei schmeckte ihr aber die Kost wie das beste Melchermus und es reute sie jetzt, dass sie nicht das Ganze essen konnte und sich nur einen so kleinen Theil angemerkt hatte. Als sie den Löffel weglegte, sprach der Geist: „Hatest’s gonze

Muas g'ess'n, war i d'rleaßt; oder hatest nit s'Beißende und s'Reißende bei dir, aft derriss i di wia d'n Stab in d'r Sunnen." Dann gieng er wieder zur Thüre hinaus. Die Dirn nahm die drei verlangten Gegenstände aus dem Kasten und trat betroffen, dass sie so nahe daran gewesen war, das Kasermanndl zu erlösen, den Heimweg an.

---

24. Hilfreiche Büßer.

1.

Auf der Alpe Birglberg, unterhalb des Riffllerferners im Zemmthale, hielt sich vor Zeiten ein Büßer auf, der den Sennen bei jeder Arbeit behilflich war. Wenn sich ein Stück Vieh auf irgend einen Schrofen verstiegen hatte und man gar nicht wusste, wohin es gerathen war, half ihnen der Geist unermüdlich suchen und brachte es jedesmal unversehrt wieder herunter. Als der Tag der Abfahrt angebrochen war, trieb er noch das Vieh zusammen. Bevor aber der Schaffer die Hütte verließ, wollte er dem Büßer, um sich für die guten Dienste, welche ihm der Geist während des ganzen Sommers erwiesen hatte, dankbar zu bezeigen, eine alte Lodenjoppe schenken. Da that der Büßer einen „Rearar" und sagte: „Hascht mir an Vergelt's Gött g'soat, oft war i iatz d'rleaßt." Von jener Zeit an hat sich aber nie mehr ein hilfreicher Geist auf dieser Alpe blicken lassen.

2.

Auch auf der Alpe Hinterberg im Zillerthale hauste einst, zur nicht geringen Bequemlichkeit der jungen Dirne, welche auf die Alm gefahren war, ein solcher Geist. Allein nur zu bald hat das freie Almerleben ein Ende, und als der Herbst in's Land gezogen war, musste auch die Sennerin wieder zu Thal fahren. Der Geist half ihr noch das Vieh zusammentreiben und begleitete sie bis zum Zaun, wo die Weide in den Hochwald übergeht. Die Dirne war schon ein kleines Stück weit auf dem holperigen Waldweg abwärts gegangen, als sie sich umwandte und dem traurig am Zaune stehen gebliebenen Büßer zurief: „Lua dach's Gött z'tausendmöl an Himm'l auf'n!“ Da wurde der Geist plötzlich blendend weiß und war im selben Augenblick verschwunden.

---

25. Die Almabfahrt der Kasermanndln.

1.

Auf der Krematner Alm haust ein Kasermanndl, das nur dem Schaffer sichtbar ist und oft mit ihm redet, ohne von den übrigen Sennen bemerkt zu werden. Einmal sagte dasselbe am Portiuncula-Abend zu ihm: „Joggl, du geast morg'n auß'n Kirch'n, sist weard d'r nit guat gian!“ Als sich nun der Schaffer andern Tags auf den Weg machte, sah er das Kasermanndl immer vor

sich hergehen, bis sie den Friedhof erreichten, wo es zurückblieb.

Am Martinsabend fahren alle Kasermanndln von den Alpen ab. Sie sind dann in Geißen verwandelt, haben grobe „Knoschpen" an den Füßen und müssen schön paarweis gehen, während das Manndl von der Kematner Alm als Gans hinten herwatschelt.

Einst gieng ein Bursche am Martinsabend etwa zwischen 10 bis 12 Uhr nachts von Völs nach Kematen, hörte das Geklingel und Geklapper des ihm entgegenkommenden Zuges und musste sich beeilen, dass er noch das steinerne Marterl erreichte, welches er dann fest umklammerte. Nun konnte er die Kasermanndln ruhig erwarten und an sich vorbeipassieren lassen. Als er jedoch der Gans ansichtig wurde, rief er aus: „Kimmst iatz, du Niagl?" Sie aber entgegnete: „Standest du nit do, wollt i di schun niageln" und gieng ihres Weges weiter. Jetzt getraute sich der Bursche nicht mehr, das Marterl vor dem Betläuten wieder loszulassen.

2.

Am Martinsabend fahren die Seelen derjenigen Kinder, die „koa Taf derroacht" haben, von den Alpen ab, wo sie als Kaserterggelen*) „geistweis gien" müssen. Sie steigen immer paarweis zu Thal, und den Zug beschließt ein „Daletsches",**) Krummes.

---

*) Kaserterggelen sind die kleinsten Kasermanndln.

**) „Daletsch", einzeln.

Einmal wollte ein Mann den Zug aus Wunderwitz beobachten und schaute an jenem Abend beim offenen Fensterl heraus. Bald rückten die Terggelen heran und der Bauer musterte neugierig die kleinen Gestalten. Als aber das letzte kam, sah es zu ihm auf und sagte: „Do hend zwoa Balkelen off'n; de muaß i zuathien". Der Vorwitzige sah von diesem Augenblick an „koan Stroach" mehr. Alle Mittel, die er auch anwandte, seine Augen wieder zu heilen, schlugen fehl. Da erzählte er einmal einem Kapuziner den ganzen Hergang und bat ihn um seinen Rath. Dieser hielt es für das beste, wenn der Bauer am nächsten Martinsabend wieder zum offenen Fensterl gienge und dort den Zug erwarten würde. Er that, wie ihm der fromme Pater gerathen hatte, und als die Kaserterggelen wieder vorbei kamen, rief das letzte: „Do hun i zwoa Balkelen zuag'mocht, de muaß i wieder aufmoch'n!" Damit erhielt der Bauer das Augenlicht wieder, nachdem er ein ganzes Jahr für seine Neugierde gebüßt hatte. (Mutters.)

3.

Auf der Höttinger Alpe wirtschaftete einst mehrere Sommer hindurch ein Senner, der seit seinem Tode als Kasermanndl oben geisten muss. Alljährlich fährt es, sobald die Senner die Alm verlassen haben, hinauf und beginnt nun den zu seinen Lebzeiten von ihm verschwendeten Almnutzen zu sammeln. Jedes Stäubchen Mehl und jedes Tröpflein Milch, das es damals leichtsinniger Weise verschüttet hatte, muss es jetzt vom Boden aufklauben, davon kochen und Butter und Käse bereiten.

Am Martinsabend fährt es dann mit den Butterkugeln, Käslaiben und dem unter seiner nachlässigen Obhut zu Grunde gegangenen Vieh wieder ab.

Niemandem ist es zu rathen, das Manndl zu beobachten, denn einer, der es sehen wollte und an jenem Abend zum offenen Fenster hinausschaute, kam nur mit über und über geschwollenem Kopfe davon, obwohl er das Manndl nicht einmal zu Gesicht bekommen hatte.

Ein Höttinger Bauer wollte es von der Tenne aus beobachten und schaute zu einem kleinen Loche, das er sich in einen Balken gebohrt hatte, hinaus. Als das Kasermanndl kam, schlug es einen Zapfen hinein, der nun im Auge des Neugierigen steckte. Vergebens versuchte er denselben wieder herauszubringen. Zum allgemeinen Gespötte musste er ihn ein ganzes Jahr lang im Gesichte zur Schau tragen, bis ihn das Kasermanndl, als sich der Bauer im folgenden Jahre um dieselbe Zeit abermals dort hinstellte, wieder herauszog.

4.

Ein Bauernbursch aus Sellrain wollte auch einmal das „Martinsg'stempf" sehen und stellte sich am Martinsabend an dem Wege, wo es alljährlich vorbeikam, auf. Bald nahte es heran, und er ließ die Kasermanndln an sich vorbeipassieren. Das letzte aber warf ihm ein Beil in die Schulter. Kein Mensch vermochte ihm dasselbe wieder herauszuziehen. Es that ihm jedoch nicht weh, so dass er damit arbeiten und hantieren konnte, wie sonst. Da gab ihm ein alter, erfahrener Mann den Rath, sich am Jahrestage jenes unliebsamen Ereignisses

wieder auf derselben Stelle einzufinden. Als nun die Kasermanndln wieder vorbeizogen, sagte das letzte, es habe da voriges Jahr ein Beil hinein geschlagen, dieses müsse es jetzt wieder herausziehen. Mit einem Ruck riss es das Beil aus der Achsel, und der Mann war von der lästigen Hacke befreit.

5.

Ein Schuster, der am Martinsabend von der Stör nach Hause gehen wollte, begegnete bei Völs den Kasermanndln. Diese waren alle in Gänse verwandelt und die letzte vom Zuge war krumm. „O mei“, sagte er zu ihr, „muascht wol hink'n as's't noch'n kimmst“, und die Gans entgegnete: „Muascht wol a hink'n as's't hoamkimmst“. Er wollte den Weg fortsetzen, kannte sich aber auf einmal nicht mehr aus und musste den Tagesanbruch abwarten. Als es einigermaßen zu dämmern begann, sah er sich auf einem hohen Joche, viele Stunden weit von seiner Heimat entfernt.

6.

Auch in Aldrans zeigte sich Jahr für Jahr ein Kasermanndl. Einmal musste eine Bauernmagd dortselbst am Martinsabend Brot backen. Der Ofen befand sich jenseits der Straße, dem Hause gegenüber. Plötzlich vernahm die Dirn ein starkes „Gerümpel“, das schnell näher kam, und eine Stimme rief: „Schau nid außer, schau nid außer“. Sie dachte sich gleich, es könnte das Kasermanndl sein und verhüllte, um ja nichts sehen zu müssen, das Gesicht mit beiden Händen. Als

aber der Lärm vorüber war, eilte sie ins Haus und fragte die Tochter des Bauern, ob sie nichts gehört habe. Diese erwiederte, sie habe, durch den Lärm aufmerksam gemacht, zum geschlossenen Fenster hinausgeschaut und ein kleines Manndl ohne Kopf mit einem Schubkarren vorbeifahren gesehen.

---

26. Der geheimnisvolle Mäher.

Ein Bauer von Natters gieng einmal, als der Tag noch nicht angebrochen war, mit der Sense hinaus auf seine Wiese, um zu mähen. Als er eine Zeit lang gearbeitet hatte, hörte er hinter sich noch einen „Mohder“ und schaute sogleich zurück. Der andere aber wandte im selben Augenblick sein Gesicht ab, und der Bauer mähte wieder weiter. Die Neugierde ließ ihm aber keine Ruhe und er blickte noch einigemal nach ihm um, doch der räthselhafte Mäher wandte ebenso oft seinen Kopf nach rückwärts. Der Bauer beeilte sich nun aus Leibeskräften, mit seiner Mahde fertigzuwerden, damit er wieder eine neue beginnen könne. Dabei musste er nämlich an ihm vorbeikommen und hoffte ihm dann wohl ins Gesicht sehen zu können. Allein hierin täuschte er sich; denn wie er der andern Seite seines Gutes zuschritt, blickte er scharf nach dem Unheimlichen hin, doch dieser kehrte ihm den Rücken. Das Vergebliche seiner Bemühungen einsehend ließ er ihn gewähren und mähte mit ihm um die Wette, so dass die Arbeit bald fertig

gewesen wäre. Kaum schlug jedoch die Glocke zum Betläuten an, so hörte letzterer zu mähen auf und war bald darauf verschwunden. Hätte ihm der Bauer schnell „vergelt's Gott" zugerufen, wäre die arme Seele erlöst gewesen und das Gras abgemäht geblieben, so aber war es, als ob ihm der Geist gar nicht geholfen hätte*).

27. Der Feuerputz in Hall.

In einem Hause auf dem obern Stadtplatze, im alten Salinenstädtchen Hall, stieß einmal ein hartherziger Mensch einen Bettler, der ihn flehentlich um eine Gabe bat, über die Stiege hinab, so dass er unten todt liegen blieb. Nach diesem traurigen Vorfalle verstrichen mehrere Jahre. Da starb der Hartherzige eines plötzlichen Todes. Von nun an aber begleitete ein feuriger Putz die Marktweiber von dem Hause an, in welchem die Unthat geschehen war, bis zu ihren Plätzen und leuchtete ihnen dabei mit einer hell strahlenden Laterne. Dann gieng er wieder zurück und verschwand in jenem Hause. Keine von ihnen getraute sich, den Geist recht ins Auge zu fassen, geschweige denn anzureden. Da begleitete er einmal eine recht kecke Bauerndirn. Als diese ihren Stand eingenommen hatte, und der Feuerputz sich wieder entfernen wollte, rief sie ihm zu: „Gelt's Gott z'tausendmol für's Leucht'n!" Da wurde der Geist schneeweiß,

*) Hauser, Sagen aus Paznaun und dessen Nachbarschaft Nr. 61.

dankte dem Mädchen für seine Erlösung und sagte, er habe nun schon anderthalb Jahre leiden und brennen müssen, bis ihm jemand für seinen Dienst einen „Vergelt's Gott" gesagt habe.

---

28. Der „Klammeler" und der Osterberg-Geist.

Zwei Bauern von Axams führten wegen des Axamer Baches Process miteinander. Nach ihrem Tode aber mussten beide als blaue Flämmchen geisten. Den einen Putz nennt man den „Klammeler", weil er in der Thalschlucht des Axamer Baches umgieng, den andern den Osterberg-Geist, den man noch jetzt häufig als Lichtlein am Osterberg hin- und herfahren sieht. Manchmal kamen die beiden zusammen und fiengen dann so heftig zu raufen an, dass die Funken davon stoben.

Eine alte Bäurin vom Adelhof besuchte während der Adventzeit häufig das Rorate. Wenn sie aus dem Hause trat, wartete schon der Osterberg-Geist vor der Thüre. Er begleitete sie stets bis fast nach Axams hinunter und leuchtete ihr dabei so hell, dass sie auf den oft beschwerlichen Weg nie eine Laterne mitzunehmen brauchte. Nach dem Gottesdienste erschien ihr das Lichtlein auf dem Rückweg wieder und gieng bis zur Hausthüre vor ihr her. Dann postierte er sich auf den Dengelstock, dass die Bäurin den Schlüssel wie am hellen Tage ins Schloss stecken konnte.

29. Das Lichtl.

Auf einem Wiesenrain bei Mils im Unterinnthal sah man schon seit vielen Jahren ein kleines, blaues Lichtlein. Da kam einmal ein Betrunkener des Weges, gieng mit dem Stocke herumfuchtelnd auf das Flämmchen zu und „überschlug“ es. Jetzt stand auf einmal ein Mann in blühweißem Gewande vor dem Angeheiterten, dankte ihm für seine Erlösung und sprach: „Ich habe zu meinen Lebzeiten einen Dienstboten im Zorne über diese Böschung hinuntergestoßen und musste nun zur Strafe hier büßen, bis auch mich jemand hinunterschlüge.“ Daraufhin war der Geist verschwunden.

---

30. Geistende Bäurinnen.

1.

In der Kerblgasse zu Zell im Zillerthal steht von Obstbäumen umgeben ein wettergebräuntes Bauernhaus, das Friedricher Anwesen. Hier geht nachts eine in diesem Hause verstorbene Bäurin um. Einst wollte der Witwer am Portiuncula-Festtag beichten gehen und stand deshalb schon sehr früh auf, vergaß aber ganz, auf die Uhr zu schauen. Als er nun auf dem kurzen Feldweg der Straße zuschritt, sah er beim Mondschein eine weibliche Gestalt mit tief ins Gesicht gedrücktem Hute am Zaune neben dem Gatter lehnen. Da dachte sich der Bauer, die sehe ganz seinem verstorbenen Weibl gleich, machte das Gatterl auf und suchte ihr dabei besser ins

Gesicht sehen zu können. Jetzt erkannte er auch wirklich sein Weib und rannte wie toll die Kerblgasse hinab. Der Geist aber war immer eine Schrittlänge hinter ihm. Beim Kupferer Hause jedoch blieb das Weib zurück, während der Bauer immer noch zulief, bis er die Kirche erreicht hatte, wo die Thurmuhr gerade ein Uhr schlug.

2.

Eine Bäurin von Weerberg lag einst schwerkrank darnieder. Sie wurde aber von ihren Angehörigen sehr nachlässig gepflegt und man reichte ihr nur schmale und schlechte Kost, so dass sie bald der Krankheit und Entbehrung zum Opfer fiel. Nach ihrem Tode spukte es in jenem Hause, und alle Dienstboten liefen dem Bauer davon, denn niemand wollte mehr darin die Nacht zubringen. Da versuchte man einmal, die geistende Bäurin wegzubringen, allein diese erklärte: „Ihr könnt mich wohl in meine Sterbekammer bannen, aber darin müsst ihr mich fünfundzwanzig Jahre haben. Wenn man mir nämlich während meiner Krankheit wenigstens eine stärkende Suppe vergönnt hätte, wäre ich wieder genesen und hätte noch ein viertels Jahrhundert gelebt, welche Zeit ich nun als Geist „einbringen“ muss.

---

31. Der furchtsame Geist.

Es ist bekannt, dass manche Geister den Menschen in gleicher Weise fürchten, wie die Menschen die Geister.

Dies zeigte sich besonders bei einem Putze, der des Nachts mitten in einem Dorfe umgehen muſste. Als nämlich ein Bursche etwas angeheitert nach Hause gieng, hörte er rufen:

„Thua pfeif'n oder singen,
Nor kunn i mi entrinnen!"

Der Bursche aber gab in seinem „Blos'l" gar keinen Laut von sich und wäre deshalb in der finstern Nacht bald mit dem furchsamen Geiste zusammengestoßen. (Hötting.)

---

32. Der Wiesenputz.

Noch vor wenigen Jahren sah man nachts auf den Feldern der Höttinger Au unheimliche Funken und Lichter erglänzen, die bald ruhig beisammen waren, bald wieder blitzschnell hin- und herschossen. Dies war der sogenannte Wiesenputz, der die Ochsen beim „Ragg'ln" mehr als einmal scheu gemacht hatte. Da man jetzt nichts mehr von ihm gewahrt, scheint er erlöst worden zu sein.

---

33. Marchegger.

1.

Als auf einem Felde von Fließ im Oberinnthal neue Marksteine gesetzt wurden, steckte sie ein Bauer ein kleines Stücklein weit ins Nachbargut hinein, ohne daſs

es der Besitzer desselben merkte. Nachdem aber dieser Betrüger gestorben war, sah man jede Nacht ein kleines Lichtlein auf seinen Feldern herumirren. Man wusste im ganzen Dorfe, dass dies jener Bauer war, und der hochw. Herr Pfarrer sagte einmal in der Predigt: „Tief unten ist er, aber er wäre noch zu retten.“

2.

Beim Sterzinger Moos sah man oft des Nachts einen Geist mit glühendem Markstein auf der Schulter herumwandeln. Dabei ließ er von Zeit zu Zeit den lauten Ruf: „Wohin, wohin?“ ertönen; doch niemand wagte es, dem Marchegger etwas zu antworten. Da kam aber einmal ein betrunkener Metzgergeselle des Weges und rief dem Geiste, als er ihn hörte, zu: „Thua d'n hin, wo d'n hear host, du Hell'nhund!“ Jetzt sprang der Putz mit einem Satze auf den versetzten Markstein zu, steckte ihn an den alten Platz und war verschwunden, denn seine Seele hatte nun Ruhe gefunden.

3.

In einem „Wasserwolar“ bei Telfes im Stubaithal musste ein Marchegger seit seinem Tode als blaues Lichtlein für seinen Frevel büßen.

Einst kamen nachts lustige „Hoangertsbuab'n“ daher und einer, der einen langen Stecken bei sich hatte, rief: „Wartet nur, dem Flamm'l will ich schon abhelfen“ und führte einen solchen Streich gegen dasselbe, dass das Wasser hoch aufspritzte. Nun sprang das Lichtlein heraus und fuhr wie rasend dem fliehenden Burschen nach,

konnte ihn aber nicht erreichen. Wie er ins nächste Haus hineinstürzte, war der Spuk verschwunden.

---

34. Der Schimmelreiter.

Vor alter Zeit geriethen einmal zwei Gemeinden miteinander wegen einer Alpe in Streit. Vergebens suchte man dabei nach den Marksteinen, denn diese hatte die eine Gemeinde schon heimlich entfernt, damit es nicht mehr möglich wäre, die Grenzen festzustellen. Nun verabredete man eine Zusammenkunft auf der strittigen Alpe, bei welcher der Vorsteher der betrügerischen Gemeinde schwur, so wahr er auf eigenem Grund und Boden stehe und den Schöpfer über sich habe, gehöre diese Alpe zu seiner Gemeinde. Nun wurde ihm allgemein Glauben geschenkt und die Alpe gieng der betrogenen Partei verloren. Der schlaue Vorsteher hatte sich aber Erde von seinem Garten in die Schuhe gethan und einen Löffel (Schöpfer) unter den Hut gesteckt, denn er glaubte, so einem Meineide entgehen zu können.

Nach seinem Tode aber musste er verkehrt und ohne Kopf auf einem Schimmel sitzend, die Alpe und die nahen Wälder durchreiten und stieß dabei so laute „hianige" Juchzer aus, dass man sie weithin hörte und jeden, der sie vernahm, entsetzten. Besonders schrecklich heulte und tobte er an heiligen Zeiten und die Senner fürchteten oft, er reiße ihnen noch die ganze Hütte zusammen. Wenn ihm jemand begegnete, der nicht gut

„b'segn't“ war, „verführte“ er ihn soweit, dass der Verirrte die längste Zeit nicht mehr den rechten Weg finden konnte. Häufig zeigte er sich auch als Geistlicher oder saß einsamen Wanderern auf den Rücken, und sie glaubten dann, eine mehr als centnerschwere Last tragen zu müssen. Jetzt hört man aber nichts mehr von ihm, denn er hat wahrscheinlich seine Erlösung gefunden. (Zirl.)

---

35. Gebannte Geister.

1.

Eine Bäurin von Zirl, die frühmorgens mit ihrem Karren auf den Markt nach Innsbruck zu fahren pflegte, vergaß einmal vor ihrem Fortgehen auf die Uhr zu schauen und machte sich deshalb viel zu früh auf den Weg. Da hörte sie auf einmal von ferne das Rollen eines Wagens und bemerkte auch bald eine geschlossene Kutsche mit zwei Rappen bespannt, die ein schwarz gekleideter Kutscher lenkte, langsam die Straße herauf-fahren. Als sie an derselben vorbeikam, sah sie hinter dem Wagen zwei Patres einherschreiten, von denen jeder ein brennendes Licht, und der eine außerdem ein großes Buch trug. Neugierig wollte die Bäurin fragen, was dieses alles zu bedeuten habe, doch sie befahlen ihr, sofort ihres Weges zu gehen und ja nicht umzuschauen.

Später erfuhr sie, dass die „Schmalzwägerin“ von Hall vor einiger Zeit gestorben sei und nach ihrem Tode im Hause keine Ruhe geben konnte, da sie die Leute

beim Butterwägen oft betrogen hatte. Deshalb sei der Geist von zwei frommen Patres zuhinterst in die Zirler Klamm gebannt worden.

2.

Als von einem Hause in Natters dessen Besitzer gestorben war, fieng es darinnen bei Nacht gräulich zu spuken an. Einmal gieng die Häushälterin in den Keller, um ein „G'süf" zu holen. Da sah sie, o Graus, in einem düstern Winkel den ehemaligen Hausherrn sitzen. Entsetzt warf sie den Krug weg, eilte so schnell sie konnte die Stiege hinauf und stürzte windelweiß im Gesichte in die Stube. Halb bewusstlos sank sie auf eine Bank und stammelte nur mühsam, der Geist sitze im Keller. Nachdem sie sich vom ersten Schrecken erholt hatte, erklärte sie, keinen Tag mehr länger im Dienste zu bleiben, packte ihre Sachen zusammen und verließ das Haus.

Endlich entschloss man sich, die hochw. Patres Jesuiten um Abhilfe zu ersuchen. Zwei von ihnen erklärten sich hiezu bereit und es gelang ihnen auch, den Geist in ihre Gewalt zu bringen. Darauf giengen sie mit ihm nach der Kranebitter Klamm, jedoch so, dass ein Pater vorausschritt, dann etwa ein Kilometer hinter ihm der Geist folgte und der andere Pater wieder in derselben Entfernung hinter dem Geiste hergieng. Da begegnete dem Vorausgehenden ein Weber aus Inzing, der frühmorgens auf die Stör gieng und sein „Zuig" auf dem Rücken trug. Diesen warnte der Priester dringend, dem ersten, der ihm begegne, eine Antwort zu

geben, da es ein Geist sei, den sie in die Kranebitter Klamm bannen wollten. Bald kam ihm auch ein Herr entgegen, der ihn etwas so Nothwendiges fragte, dass sich der Weber beinah den Mund zuhalten musste, um ihm keine Antwort geben zu können. Jetzt hatte der Geist keine Aussicht mehr zu entrinnen und wurde in die Klamm gebannt, wo man ihn manchmal heulen hört, dass es einen Stein erweichen könnte.

3.

Beim sogenannten „woach'n Of'n", wo der Kematner Bach einen schönen Wasserfall bildet, sah man oft einen „glosglianigen" Menschen vor einem mit Schriften belegten Tischchen sitzen und emsig schreiben.

4.

Auf einem Anwesen spukte einst der ruhelose Geist eines verstorbenen Bauern und seine Angehörigen hatten nichts eiligeres zu thun, als ihn bannen zu lassen. Da bat er jedoch inständig, ihn wenigstens an einen solchen Ort zu bringen, von welchem er sein Haus sehen könnte. Dies gewährte man ihm aus Mitleid. Es zeigte sich aber, dass der Geist noch Macht über sein früheres Besitzthum hatte, denn das nächtliche Poltern und Rumoren ließ durchaus nicht nach. Alle Versuche, ihn weiter weg zu bannen, blieben nunmehr erfolglos.

(Natters.)

5.

In Bregenz steht am Fuße des Gebhartsberges ein großes, stattliches Gebäude, das ehemalige Gasthaus zum

„Ochsen". Auch hier gieng ein Geist um, der nachts soviel Lärm machte, dass niemand mehr im Hause ruhig schlafen konnte. Da half ein Kapuzinermönch aus dem nahen Kloster, der sich durch seinen heiligen Lebenswandel besonders auszeichnete, dem Spuke ab, indem er den Geist im Ärmel in den Bregenzerwald trug und ihn dort auf die hohe Felsenspitze der Kanisfluh bannte. Noch jetzt vernimmt man zu Zeiten sein klägliches Heulen und Winseln.*)

6.

Auch auf die Serlos- oder Waldraftspitze ist ein Geist gebannt und leidet dort die „kalte Pein".

36. Der Zoinar.

In der Kerblgasse zu Zell am Ziller wurden die Leute oft durch ein lautes Hämmern und Pochen in ihrer Nachtruhe gestört, denn es arbeitete ein Büßer mit großem Eifer an den Zäunen, welche die Felder und Gärten um die Häuser einsäumen. Man nannte ihn deshalb den „Zoinar." Neben sich hatte er ein „Zeggarl", in welchem seine Werkzeuge lagen. Niemand getraute sich, den Geist anzureden und jedermann, der ihn erblickte, eilte schnell an ihm vorüber. Da kam einst spät

*) Vergl. Vonbun-Sander, die Sagen Vorarlbergs, Seite 92.

nachts noch ein Bauer daher, der beim „Hoislar“ unten das Sprüchl:

„Giggal, Gaggal,
Olleweil nöch a Fraggal“

wohl allzusehr in Anwendung gebracht hatte. Er sah den Geist mit hochgeschwungenem Hammer auf die Zaunpfähle losschlagen und sagte zu ihm: „O mei Heit'r, kinast wöl ach amöl Fei'rob'nd loss'n; es war grod nimmar z'friah!“ Damit war der Geist erlöst, dankte dem Bauer und verschwand.

---

37. Die „faule Dirn“.

An einem ungewöhnlich heißen Sommertage arbeitete eine Dirne mit noch andern Ehehalten auf einem Felde nächst Schwendau im Zillerthale. Sie klagte aber beständig über die furchtbare Hitze und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Als sie einmal seufzend zum blauen Himmel emporblickte, gewahrte sie ein kleines Wölklein, das, von einem leichten Winde bewegt, dahinzog. Unwillkürlich sagte sie zu den andern: „Mei, hot's dächt a sella Rachl fei, do öb'n“. Kaum hatte sie aber diese Worte ausgesprochen, war sie auf einmal verschwunden, und die Dienstboten sahen nur noch von der Stelle, wo sie gearbeitet hatte, ein Wölklein aufsteigen.

Seitdem schwebt gewöhnlich an schönen Tagen dieses „Rachl“ hoch in den Lüften über dem Dorfe Schwendau, und man nennt es im Volksmunde „die faule Dirn“.

---

38. Der „Lindenpfarrer".

Etwas abseits vom Dorfe Schwendau stehen am Wege nach Mairhofen drei mächtige Linden, die ihr dunkles Laubdach schützend über ein schönes Crucifix wölben. Eine hölzerne Bank ladet den ermüdeten Wanderer zu einer erquickenden Rast im kühlen Schatten der Bäume ein. Hier schweift der Blick von den üppig-grünen Matten des Zillerthales empor zu den felsigen Giebeln der Gerlossteinwand, der Ahornspitze, des schroffen Floitenthurms und des stolzen Tristners, der in steilen Wänden aus dem Stilluppgrund aufsteigt.

Dieses liebliche Plätzchen benützten einst Feldarbeiter, um dort „Untang"*) zu essen. Da stand plötzlich eine Dirne auf und fragte die andern, warum sie nicht auch aufstehen, da ja ein Geistlicher vorbeigehe. Die übrigen aber konnten niemanden gewahren; es musste also der „Lindenpfarrer" gewesen sein, ein Geist, der nicht allen Leuten sichtbar ist und am häufigsten in der Kleidung eines Geistlichen bei den drei Linden umgeht.

Ein andersmal kam ein Metzgerbursche mit seinem Hunde um Mitternacht von Mairhofen herunter und sah bei dieser Stelle einen schwarzen „Löt'r", der ihm den Rücken zugekehrt hatte, unbeweglich am Feldzaune lehnen. Da rief er ihm zu: „Hoi, dü, gemm'r ebbar mit'nond'r ge Zelle oh'n?" Als aber der Angeredete gar kein „Zoach'n" gab, verdross dies den Burschen, er

*) „Untang", Jause.

trat näher zu ihm hin und drohte: „Soast ebbas, öd'r i hau d'r n'Steck'n ibang Bügg'l eih'n, ass kod schmotzt". Der unheimliche Geselle rührte sich aber immer noch nicht und der Bursche versetzte ihm in der That mit aller Kraft einen Streich auf den Rücken. Jetzt wandte sich die Gestalt um, und ein bleiches, entstelltes Gesicht starrte dem Recken entgegen. Nun erkannte er den Lindenpfarrer und lief was er laufen konnte davon. Der Geist aber war immer ein kleines „Rickl" hinter ihm her. Wenn der Geängstigte beim Laufen den keuchenden Hund auf seinen Verfolger hetzen wollte, kam er dem Burschen nur immer zwischen die Füße, dass er fast zu Falle kam. Dennoch erreichte ihn der Geist nicht, da jener wahrscheinlich gut besegnet war, und als sie zum Hippacher Widum kamen, musste der Lindenpfarrer zurückbleiben.

---

39. Die Kröte auf Maria-Rast.

Etwa eine halbe Stunde oberhalb Zell steht am Hainzenberg die hübsche Wallfahrtskapelle Maria-Rast. Sie erhebt sich auf einem von Schachten ganz unterminierten Felsen und weist auch schon bedenkliche Risse in den Mauern auf, während sich eine breite und sehr tiefe Spalte, die mit Brettern zugedeckt ist, im Fußboden gebildet hat. Auf dem Hochaltare thront die göttliche Gnadenmutter mit dem Jesuskinde im Arme, und von nah und fern strömt die ländliche Bevölkerung herbei, um dort der Himmelskönigin ihre Bedürfnisse

und Anliegen vorzutragen. Bei der Kapelle steht ein Gasthaus, in welchem sich auch die Wohnung des jeweiligen Schullehrers von Hainzenberg befindet, der zugleich auch den Dienst eines Messners in der Kapelle versieht.

Ein Vorgänger des jetzigen Lehrers sah oft, wenn er in der Frühe betläuten gieng, vor der Thüre des Kirchleins eine große, hässliche Kröte sitzen und stieß sie immer mit dem Fuße fort. Als sie aber jeden Morgen wiederkam, warf er sie endlich den Berg hinunter. Allein da auch dies nichts fruchtete und die Kröte am andern Tage abermals vor der Thüre saß, ließ er sie endlich in das Innere des Gotteshauses hinein. Sie kroch geradewegs auf den Hochaltar zu, an dessen Stufen sie sich auf die hintern Füße stellte, und die vordern „Pratzlang“ wie zum Gebete faltete. Darauf entfernte sich das Thier wieder und wurde nie mehr gesehen.

Man erzählt, dass dies eine büßende Prinzessin gewesen sei, die hier so lange als hässliche Kröte leiden musste, bis man sie einmal in die Kapelle einließ

---

40. Der schwarze Stier.

Auf der Alpe Nassdux wirtschaftete schon manchen Sommer hindurch ein Senner, dem ein großer, rother Stier, der beständig in die Kühe stach, viel Mühe und Verdruss machte.

In der Nähe der Hütte liegt ein kleiner smaragdgrüner Alpensee. Als nun der Stier an dessen Ufer

wieder einmal einer prächtigen Kuh arg zusetzte, lief der Älpler zornig hinzu, packte ihn bei den Hörnern und stieß das wüthende Thier in den See, wo es ertrank. Noch in demselben Sommer starb der Melcher. Von nun an gieng aber ein schwarzer Stier auf der Alpe um, und der neue, junge Senner hatte seine liebe Noth mit ihm. Der Bursche war noch nicht lange auf der Alm, als ihm in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag der verstorbene, ihm wohlbekannte Melcher erschien. Als sich nach acht Tagen die Erscheinung wiederholte, faſste sich der Senner ein Herz und fragte den Geist, wie er ihn erlösen könnte. Da bat ihn derselbe inständig, den schwarzen Stier, sobald er mit einer Kuh bei dem See steche, ins Wasser hineinzujagen. Der Senner beobachtete nun aufmerksam jenen Geisterstier und als er ihn am See stechen sah, besann er sich nicht lange und trieb ihn hinein. Gleich in der nächsten Nacht erschien ihm der Geist wieder und zwar in blendendweißem Kleide, dankte ihm innig für seine Erlösung und sagte zu demselben, er habe als schwarzer Stier so lange umgehen müssen, bis ihn der Senner in den See getrieben habe.

---

41. Der geistende Hund.

Beim Sternbach'schen Schloſs in Mühlau sieht man oft in dem engen Gäſschen einen großen schwarzen Hund mit feurigen Augen in der Frühe vor dem Betläuten umherschleichen.

---

42. Der „Wotargeist“.

„Z' Wotar“, einem Gehöfte in Schwendau, trieb der Geist eines daselbst verstorbenen Bauern sein Unwesen und spielte den Hausbewohnern manchen tollen Streich. Oft steckten des Morgens zwei Kühe in einer Kette, dass sie die Zunge schuhlang herausstreckten und wenn man sich dann recht abmühte, die Thiere wieder auseinanderzubringen, so that's aus der „Kalbersteige“ heraus einen hellen „Lacher“. Gieng man aber hinaus, als ob man die Arbeit aufgegeben habe, so standen die Kühe, kaum dass man die Thüre hinter sich geschlossen hatte, wieder munter und unversehrt im Stalle. Manchmal, wenn jung und alt beim „Huagacht“ (Heimgarten) versammelt war, zündete er plötzlich den fleißig spinnenden Dirnen den Flachs an und wenn einer der Burschen auf die „Labe“ gehen wollte, war der Putz drinnen. Einmal kochte auch die Bäurin das Nachtmahl und mußte noch in eine Kammer des oberen Stockwerkes, um dort schnell etwas zu holen, da setzte sich der Geist auf die Stiege und ließ das Weib nicht eher herunter, bis das ganze „Köch“ angebrannt war. Wie einmal mehrere Dirndeln auf dem Söller des Hauses saßen und lebhaft miteinander schwatzten und kicherten, stand er auf einmal in Gestalt eines steinalten Weibleins, mit tief ins Gesicht gedrücktem Filzhute unter ihnen, und nun stoben sie kreischend auseinander. Als der Knecht abends wie gewöhnlich die Pferde zur Tränke führte, sah er einmal

den „Wotargeist“ als „Wülggar“*) vor sich hergleiten und der Spuk hätte, wenn er nicht bald durch den Zaun geschlüpft und verschwunden wäre, die Pferde beinahe scheu gemacht.

Ein Kapuzinerpater, der den Geist aus dem Hause zu bannen versuchte, konnte ihm nur die Sprache nehmen.

---

43. „'s Pfoff'ngrid“.

Wanderer, welche zu später Stunde noch die Gerloser Hochstraße passieren, begegnen oft einem wie ein Priester gekleideten Geiste auf feuersprühendem Rosse. Sein Mantel ist mit Gold und herrlichen Karfunkeln besetzt und an seinen Schuhen trägt er goldene Sporen. Zaum und Zügel des Pferdes sind gleichfalls von Gold und auf der purpurnen Satteldecke glänzen köstliche Edelsteine in allen Farben.

Wer dem Rosse muthig in die Zügel fällt und es eine bestimmte Zeit lang aufhält, kann alle die Kostbarkeiten, welche sich an Ross und Reiter befinden, für sich behalten und ist dann all sein Lebtag ein reicher Mann. Allein wenn jemand auch den festen Vorsatz hat, das Pferd nicht zu früh wieder loszulassen, was auch den Schwächsten möglich wäre, so erschlafft doch bald die Kraft, eine unsagbare Müdigkeit bemächtigt sich in gleicher Weise des Starken, wie des Schwachen, und

*) Die Ausdrücke „Wülggar“, „Worglar“, „Wuzl“ 2c. bedeuten ein ungewisses, zusammengeballtes Etwas.

man läßt den ganzen Reichthum noch im letzten Augenblicke fahren. Bis jetzt hat auch noch keiner das Pferd aufzuhalten vermocht und es zeigt sich noch immer bei Nacht auf dem genannten Wege.

---

44. Der „Togwerchar“.

Auf der Straße von Seefeld nach Scharnitz sah man in der Nähe des letzteren Ortes oft spät abends einen Geist, den sogenannten Tagwerker. Die Leute sagten von ihm, dass er, wenn man eine Bitte an ihn stelle, sie zuweilen gewähre.

Eine arme Dirn suchte denselben öfter auf und bat ihn um einen neuen Kittel. Als sie wieder einmal nachts auf die einsame Straße hinauswanderte und das Dorf Scharnitz schon eine ziemliche Strecke hinter sich hatte, sah sie den Geist von weitem auf sie zuschreiten. Je näher er aber kam, desto größer erschien er der Dirne und seine feurigen Augen wurden schließlich so groß wie Butzenscheiben. Erschrocken blieb sie stehen, doch der Geist gab ihr den Kittel mit den Worten: „Hascht um ebbes onders bittet, hat i dir's a geb'n“.

---

45. Der Spuchergeist.

Im Spucherwalde oberhalb Kematen hielt sich ein Geist auf, der in früheren Zeiten viel von sich reden

machte. Er „verführte“ auch oft die Leute derart, dass sie lange nicht mehr nach Hause fanden.

Einmal wollte ein Knecht zur Winterszeit das Heu von einem Stadl ins Thal hinunter führen und hatte bereits die Waldung betreten, als auf einmal der Spuchergeist in Gestalt eines riesigen, schwarzen Gesellen, mit einer feurigen „Prax'n“ in der Hand, vor ihm stand, und der Knecht suchte eiligst das Weite.

---

46. Der „Pfellarpfifar“.

Von dem ganz in Obstbäumen versteckten Dörflein Schwarzach in Vorarlberg führt eine Straße, entlang dem Fuße des Bergabhanges, nach dem freundlichen Haselstauden, dem ehemaligen Stieglingen. In früheren Zeiten dehnte sich zu beiden Seiten der Straße der dichte Pfellerwald aus. Heute befinden sich auf der westlichen Wiesen und Äcker.

Dieser Wald wurde nachts ungern passiert, da man in demselben ein lautes Pfeifen und Zischen vernahm, das von einem allgemein gefürchteten Geiste, dem „Pfellarpfifar“ herrührte, den jedoch kein Mensch zu Gesicht bekam. Bald hörte es der nächtliche Wanderer nahe, bald ferne, bald schwirrte es ihm wieder um die Ohren, bis er, seiner Sinne kaum mächtig und in Schweiß gebadet, nicht mehr recht weiterzukommen vermochte. Wenn man zu Wagen den Wald durchquerte, drehte sich das Gefährt unter dem unheimlichen Pfeifen

des Geistes unaufhörlich im Kreise herum, während den Insassen vor Beklemmung und Angst ganz schwindlig wurde.

Manche glauben, dass dieser Spuk, der schon seit Jahrhunderten dort gehört wurde, mit der Knieburg, welche sich oberhalb des Pfellerwaldes erhob, in irgend einer Weise zusammenhänge *).

---

47. Der G'schnalsjuchzer.

Wo sich die letzten bewaldeten Ausläufer des mächtigen Felsbaues der Serlesspitze gegen das wildschöne Stubaithal herabsenken, liegen beim Dorfe Mieders zwei Bauernhöfe mit einer Mühle. Die Felder weiter gegen Fulpmes zu tragen den eigenthümlichen Namen „im Gschnals". Hier lässt sich nämlich besonders in den Nächten der Fasten- und Adventzeit das durchdringende Jauchzen und Pfeifen des G'schnaljuchzers vernehmen. Ueber die Entstehung dieses Spukes erzählt man sich folgende Sage:

Die Tochter eines ehemaligen Besitzers jener Mühle hatte mit einem Müllergesellen ein heimliches Verhältnis. Ihre Zusammenkünfte hielten sie nächtlicherweile fern von den beiden Bauernhäusern, auf den Feldern von Fulpmes, und der Bursche juchzte und pfiff seinem Dirndl dann immer schon von weitem zu. Aber eines Tages kam der Müller hinter die ganze Geschichte

*) Vonbun-Sander, die Sagen Vorarlbergs, S. 116.

und beschloss in seinem unbändigen Zorn, die Tochter niederzuschießen. Er schlich sich mit scharf geladenem Gewehr hinaus auf die Wiese und juchzte dem Mädchen gerade so zu, wie es ihr Liebhaber zu thun pflegte. Arglos kam die Getäuschte herzu, da drückte der Müller los, der Schuss krachte weithin durch die stille Nacht, und mit einem markerschütternden Schrei sank das Mädchen todt zu Boden. Hastig wühlte er ein Grab auf, legte den blutüberströmten Leichnam hinein und scharrte es wieder zu.

Der Mörder blieb unentdeckt, bis der Müller gestorben war, und sein Geist juchzend und pfeifend auf der Stätte der unseligen That umgehen musste.

---

48. Die eingebrannte Hand.

Einer Pfarrersköchin in Hall erschien einst ein Geist, in welchem sie zu ihrem größten Leidwesen den nicht lange vorher verstorbenen Vater erkannte, allein die Jungfer hatte nicht den Muth, ihn zu besprechen. Als sich aber die Erscheinung wiederholte, nahm sie sich zusammen und fragte den Schatten ihres geliebten Vaters, ob sie etwas zu seiner Erlösung thun könne; sie würde gewiss keine Mühe scheuen. Der Geist antwortete darauf: „Ich habe zu meinen Lebzeiten ein hölzernes Kreuz vom Wege fortgenommen, und du müsstest, um mich zu erlösen, zwanzig Jahre hindurch, jede Nacht auf einem großen Kreuze liegen". Bevor der Büßer verschwand, wollte er ihr noch einen Beweis seiner un=

säglichen Leiden geben und drückte die rechte Hand in ein Buch, welches aufgeschlagen auf dem Tische lag. Und siehe da, wie mit einem glühenden Eisen war die Form der Hand auf dem Blatte des Buches eingebrannt und soll heute noch zu sehen sein. Der Köchin aber war es bei ihrer Kränklichkeit unmöglich, jene Bedingung zu erfüllen.

---

49. Der Schatz am Höttinger Berg.

Eine Taglöhnerin aus Hötting gieng einst mit ihrem Töchterchen in den Wald hinauf, um Holz zu sammeln. Hinter dem Planötzenhofe trennten sie sich. Plötzlich gewahrte das Mädchen, welches ein Siebenmonatskind war und deshalb mehr sah, als andere Leute, einen Geist vor sich, der beständig winkte, ihm zu folgen. Wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, lief es, was es laufen konnte, der Erscheinung nach, so dass dem Kinde der Schweiß nur so heruntertropfte. Endlich blieb der Geist oberhalb des Höttinger Bildes bei einem tiefen Loche im Boden stehen. Ringsumher war der Wald „liacht und roath“, und das Mädchen blieb einen Augenblick verwundert stehen, dann lief es schnell zur Mutter zurück und bat, sie solle doch schauen, wie schön roth erleuchtet da oben der Wald sei. Als sie aber auf jene Stelle kamen, sah weder die Mutter noch das Mädchen etwas besonderes mehr. Verwundert gieng sie hierauf mit dem Töchterchen zu einem Kapuziner und ersuchte ihn um Auskunft, was wohl dies zu bedeuten gehabt habe. Der Pater sagte zu ihr, dass es

4*

ein Schatzblühen gewesen sei, und wenn das Kind den rechten Schuh ausgezogen und ihn ins Loch geworfen hätte, so wäre es in den Besitz des ganzen Schatzes gekommen, und die arme Seele, die ihn hütet, hätte damit ihre Erlösung gefunden.

---

50. Der Schatz auf Hohenburg.

Im Schloßhügel von Hohenburg bei Igls liegt schon seit uralter Zeit ein Schatz verborgen, der früher manchmal als hoch auflodernde Flamme blühte.

Als einmal in der heiligen Nacht die Leute in die Christmette nach Igls gegangen waren, und nur ein altes Weib in dem Bauernhause bei der Hohenburg zurückgeblieben war, sah dasselbe auf einmal im Schlosse alles erleuchtet. Da dem Weibe das Licht ausgegangen war und es das Feuerzeug nicht finden konnte, gieng es hinüber, um sich dort Licht zu holen. Wie die Alte ein Zimmer betrat, sah sie in demselben eine Frau vor einem Kohlenfeuer sitzen. Dieser trug sie ihre Bitte vor. Freundlich lächelnd gebot sie dem Weibe, die Schürze aufzuheben. Dieses that, wie ihm befohlen wurde. Darauf langte die Frau nach den glühenden Kohlen und warf dieselben der Alten ins Fürtuch. Erschreckt schüttete aber das Weib die Glut wieder aus, weil es glaubte, die Schürze müsse ihr verbrennen. Da seufzte die Frau tief auf und sagte: „Hättest du die Kohlen nach Hause getragen, so wären sie zu eitel Gold geworden, und ich hätte eingehen können zum ewigen Frieden“. Jetzt wurde

es wieder finster, und das Weib kehrte traurig in ihr Heim zurück.

51. Das geheimnisvolle Feuer.

Auf der Milser Heide bei Hall sah man noch vor nicht langer Zeit des Nachts ein gewaltiges Feuer lodern. Niemand getraute sich, an dasselbe näher heranzukommen, denn man wußte nicht, was es etwa mit ihm für eine Bewandtnis habe. Da fasste endlich ein riesiggroßer und starker Bauernknecht, der die Furcht nur dem Namen nach kannte, den Entschluss, es zu untersuchen. Er versah sich zuvor aber noch mit geweihten Scapuliers und Gnadenpfennigen, ergriff einen tüchtigen Stecken und gieng in Begleitung mehrerer Kameraden auf die Wiese hinaus. Sobald sich in der dunklen Nacht das Feuer zeigte, schritt er muthig darauf zu. Doch wie er nur noch ein kleines Stück davon entfernt war, blitzten die Flammen hoch auf und das Feuer war verschwunden. Der Knecht aber hatte das ganze Gesicht voll Wunden und Beulen und lag darauf mehrere Monate lang schwer krank darnieder. Das Feuer hatte, wie man nun allgemein glaubt, einen Schatz geborgen, allein der Knecht wird wohl die Gnade nicht gehabt haben, ihn zu heben.

52. Der Schatz bei der Rangger-Kapelle.

Als einstens auf einem Felde bei Inzing mehrere Ehehalten emsig bei der Arbeit waren, rief plötzlich eine

Dirne den andern zu: „Seht doch jenes Feuer dort bei der Rangger-„Kapelle" und deutete mit ausgestreckter Hand nach der Richtung, wo sie dasselbe wahrnahm. Niemand aber konnte eine Spur davon entdecken, und man lachte sie weidlich aus. Als diese aber trotzdem darauf bestand, ein Feuer zu sehen und sich auch darüber nicht wenig verwunderte, hießen sie die übrigen Dienstboten, die Erscheinung näher zu besehen. Das Mädchen gieng sofort der Kapelle zu, doch je näher es dem Feuer kam, desto kleiner wurden die Flammen, und als es vollends zu demselben hintrat, war nur noch ein Haufe glühender Kohlen übrig. Die Dirne wusste nicht, was sie von ihnen denken sollte, da sie ringsumher niemanden erblickte, der das Feuer aufgemacht haben könnte und kehrte wieder zu ihrer Arbeit zurück Wie sie sich aber am Fortgehen noch einmal nach den Kohlen umsehen wollte, waren sie verschwunden. Hätte die Dirne ihren Rosenkranz oder einen Gnadenpfennig darauf geworfen, so hätte sich die Glut in reines Gold verwandelt, und das Mädchen wäre zu großem Reichthum gekommen.

Derselbe Schatz blühte auch ein anderesmal in ähnlicher Weise. Als nämlich die Inzinger Bötin abends von Innsbruck zurückkehrte und bei der Rangger-Kapelle vorbeikam, sah sie hinter einem Gestrüpp einen großen Haufen „glianiger" Kohlen liegen. Sie dachte sich, wie doch die Mannsbilder so unvorsichtig seien, das Feuer, welches sie zum Zäunen brauchten, nicht einmal ganz auszulöschen. In der Nähe des Dorfes begegnete sie dem Besitzer jenes Feldes, auf dem sie die Glut gesehen hatte und fragte ihn, ob er heute gezäunt habe. Als

er dies verneinte, erzählte ihm die Bötin, was sie bei der Wegkapelle gesehen hatte. Beide giengen nun verwundert dahin zurück. Die Kohlen aber fanden sie nicht mehr und jetzt erst stieg ihnen eine Ahnung auf, dass hier der Schatz geblüht habe.

---

53. Vereiteltes Schatzheben.

1.

In einem der Rockhöfe sah man oft eine ganz weiße Flamme im Keller aufflackern, und der Bauer kam bald auf die Vermuthung, dass dort ein Schatz liege. Daher grub er einmal nach und stieß auch wirklich auf eine schwere, eisenbeschlagene Truhe. Nachdem er sie mit großer Mühe aus dem Loche herausgehoben hatte und nur noch die Erde von den Beschlägen entfernen wollte, kam sein kleiner Bub in den Keller und rief: „Vot'r, wo host denn die Feldgraie?“ Im selben Augenblick that's aber einen „Rumpler“, und der ganze Schatz hatte sich wieder „verhockt“.

2.

In der Scharnitz gelang es einst den vereinten Bemühungen mehrerer Männer, nächtlicherweile einen großen Schatz zu heben. Sie luden ihn unter tiefem Schweigen auf einen bereitstehenden Leiterwagen und fuhren nach dem nächsten Bauernhofe, da sie den Schatz erst dann ihr Eigen nennen konnten, wenn er bereits unter Dach und Fach wäre. Als sie ihn aber in die

Tenne führen wollten, schrie der Besitzer dieses Hofes, welcher auch am Schatzheben betheiligt war: „Jessas, 's Kind ist untern Wog'n!" Nun war der ganze Reichthum verschwunden, und der Bauer hatte sich doch nur eingebildet, dass sein Kind unter den Rädern sei.

3.

In einer Burgruine gruben auch einmal zwei Bauern nach einem Schatze, und der Mond leuchtete ihnen bei ihrer Arbeit. Sie hatten noch nicht lange geschaufelt, als in der That eine Kiste zum Vorschein kam. Die beiden wollten sie nun aus der Grube herausheben, doch sie wurde mit jedem Augenblick schwerer und schwerer, so dass der eine unwillkürlich dem Kameraden zurief: „Heb du, i derheb's nimmer!" Sogleich entglitt der Schatz ihren Händen, fiel in die Erde zurück, und sie hörten nur noch tief unten das Gold aufklirren. (Mutters).

---

54. Der Schatz auf Velleberg.

Unweit der Straße von Völs nach Götzens liegt auf waldumsäumtem Hügel die Ruine Velleberg. Es sind nur noch wenige Ueberreste von dem Schlosse vorhanden, und ein armseliges Häuschen steht jetzt an der Stelle, wo früher der stolze Bau mit seinen Erkern und Thürmen geprangt hatte.

Eines Tages gieng nun ein junger Bursche den Schlosshügel hinan, um Vögel zu fangen. Wie er fast

ganz oben war, bemerkte er einen unterirdischen Gang, den er früher noch gar nie gesehen hatte. Neugierig gieng er in denselben hinein und gelangte bald in ein Gemach, auf dessen Fußboden eine Menge Ziegelsteine herumlag. Voll Freude über seinen Fund legte er einstweilen drei Stück in seine Vogelkraxe und gedachte später die übrigen mit einem Karren nach Hause zu führen. Darauf verließ er den Raum und gelangte durch den Gang wieder ins Freie. Auf dem Heimwege spürte er aber, dass die Ziegel immer schwerer wurden, und als er die Kraxe auf den Boden stellte und nachschaute, was denn die Ursache sei, hatten sich die Steine in glänzende Goldklumpen verwandelt. Nun ließ er alles liegen und stehen und lief, so schnell er konnte, zur Ruine zurück, fand aber von dem unterirdischen Gange keine Spur mehr. Enttäuscht kehrte er zur Kraxe zurück, allein zu seinem Entsetzen waren auch die Goldklumpen verschwunden, da er in seiner Uebereilung nichts Geweihtes, ja nicht einmal seinen Hut oder ein anderes Kleidungsstück daraufgelegt hatte.

Andere sagen, der Schatz blühe alle acht Jahre als mächtige Flamme auf der Höhe des Hügels. In der Zwischenzeit wachse er immer unter der Erde ein gutes Stück nach aufwärts und abwärts.

---

55. Das Hanfbündel.

Von einem Hause in Natters gieng die Sage, dass unter einem Fußboden des Erdgeschosses ein Schatz

liege. Den Zimmerleuten war es daher sehr willkommen, als man den Boden in der Stube aufreißen und erneuern musste. Nachdem sie mehrere Bretter gehoben hatten, erblickten sie ein Bündel „Honof“. Sogleich dachten sie sich, dies werde der Schatz sein und wollten schon nach ihm greifen, als plötzlich die Widumhäuserin etwas zur Thüre hereinschrie. Verwundert liefen die Zimmerleute in den Hausgang hinaus, sahen jedoch niemanden mehr. Als sie wieder nach ihrem Hanfbündel sehen wollten, war dasselbe verschwunden. Verdrießlich giengen sie darauf in den Widum und stellten die Köchin zur Rede, was sie denn zu schreien gehabt habe; damit sei ihnen nämlich der ganze Schatz entwischt. Diese versicherte aber die Männer hoch und theuer, dass sie heute noch gar nicht aus dem Hause gekommen sei.

---

56. Die Kälberzähnlein.

Im Walde oberhalb des Dörfleins Kreit im Wippthal spielte einmal das Kind eines Bauern. Es hatte sich hiezu ein sonniges Plätzchen ausgesucht und steckte bunte Waldblumen in das Moos, so dass das ganze wie ein Gärtchen aussah. Plötzlich gewahrte es viele blühweiße Kälberzähnlein vor sich auf dem Boden und steckte soviel davon ein, als in seinem Säcklein Platz hatten. Unterdessen war es bereits spät geworden und man setzte sich zu Hause zum Mittagessen. Da bemerkte man erst die Abwesenheit des Kindes und fieng an,

um dasselbe besorgt zu werden. Doch alsbald hüpfte es voller Freude daher und rief jubelnd: „I bin an an Eart'l g'wes'n; i hun Zahnlen fund'n!“ Darauf zog es seinen Fund hervor, aber siehe da! jetzt hatte es lauter Goldstücke im Händchen. Auf's höchste erstaunt fragten die Eltern, wo es denn diese herhabe und das Kind entgegnete: „Kämmt's nu, i kun enk des Platzl glei zoag'n!“ Nun gieng der Bauer sofort mit dem Kinde in den Wald und fand wirklich noch das Gärtchen, das es sich gemacht hatte, aber die „Zahnlen“ waren verschwunden.

---

57. Der Burgstallschrofen.

1.

Zwischen Schwendau und Mairhofen erhebt sich am linken Zillerufer ein Hügel, der Burgstallschrofen, dessen Gipfel jetzt eine Kapelle krönt. Vor alter Zeit aber stand ein festes Schloss auf dieser Höhe. Der Burgherr lebte in beständiger Feindschaft und Fehde mit seinem Bruder, dem Herrn von Schlitters, bis letzterer die Burg in dunkler, stürmischer Nacht überrumpelte und niederbrannte.

Als man später das Fundament zur Kapelle grub, fand man noch ledernes Geld und andere Alterthümer. Die Arbeiter stießen auch auf ein eisernes Thor, das mit mächtigen Riegeln verschlossen war und nicht aufgesprengt werden konnte. Vielleicht führt es zu dem

unermesslichen Schatze, der schon seit vielen Jahrhunderten dort aufgespeichert ist. Es gäbe aber doch noch ein Mittel, zu den Reichthümern zu kommen. Wenn man nämlich dreimal schnell genug um den Hügel herumliefe, sähe man beim drittenmal einen Schlüssel am Boden liegen, den man im vollsten Laufe aufheben müsste. Dann würde man ein Thor am Hügel erblicken, das mit dem Schlüssel leicht aufgesperrt werden könnte, und durch welches man ins Innere des Hügels zu dem Schatze gelangen würde. Nun könnte man von demselben soviel mitnehmen, als man auf einmal wegzutragen vermöchte.

2.

Beim Burgstallschrofen hütete ein Hirte Kühe. Da trat ein kleines Manndl zu ihm hin und fragte ihn, ob er nicht das verzauberte Schloss im Innern des Hügels vom Banne befreien wolle; es dürfe ihm aber dabei vor nichts „grausen". Der Junge willigte freudig ein, und das Männlein führte denselben in einen ihm bisher ganz unbekannten unterirdischen Gang, der von ekelhaftem Schlangengezücht wimmelte. Darunter gewahrte der Hirte einen besonders großen Wurm mit einem Schlüssel im Maule. Das Manndl forderte nun den Burschen auf, dem Vieh den Schlüssel abzunehmen. Da wickelte sich die Schlange im Nu um den Hals des Hirten und hielt ihm den Schlüssel vor's Gesicht, so dass er ihn bequem hätte ergreifen können. Den Burschen aber packte ein namenloses Entsetzen, er schüttelte die Schlange ab und im selben Augenblick stand er wieder

draußen vor dem Hügel, ohne dass noch eine Spur von dem Gange zu entdecken gewesen wäre. Jetzt hörte er eine Stimme rufen: „Am Schwendberg oben wird ein Baum mit drei Wipfel wachsen. Aus dem mittlern muss eine Wiege gemacht werden, und das erste Kind, das man hineinlegt, wird später wieder Gelegenheit haben, den Zauber, der auf dem Schlosse lastet, zu lösen."

58. Verschiedene Schätze.

1.

Auf einem Felde bei Scharnitz hörten einmal die Leute beim Ackern in der Erde ein lautes Klingen und Klirren, als ob viele hundert Goldmünzen durcheinandergeworfen würden. Es muss demnach dort ein großer Schatz verborgen liegen. Man konnte ihn aber trotz aller Mühe nicht ergründen.

2.

Einst fand eine arme Taglöhnerin beim Holzsammeln in einem Walde bei Seefeld einen Haufen schöner, bunter „Scherpelen" und dachte: „ja was ist denn da alles zusammengeschlagen worden?" Sie bückte sich und steckte einige dieser glänzenden Scherben als Spielzeug für ihre Kinder ein. Als sie nach Hause kam, liefen ihr die Kinder fröhlich entgegen und die Mutter sagte zu ihnen: „Weil ihr so brav gewesen seid, habe ich euch heute etwas mitgebracht. Dabei griff sie nach den „Scherpelen"; doch, o Wunder! diese hatten

sich in Napoleondor verwandelt. Natürlich eilte sie sofort in den Wald zurück, fand aber nicht einmal mehr jene Stelle, wo der Schatz geblüht hatte.

3.

Ein Knecht vom Edenhof bemerkte einmal beim Erdäpfelgraben auf einem Felde bei Natters ein Häuflein ganz ungewöhnlich großer Engerlinge. Er hob dieselben auf, betrachtete sie eine Weile und steckte dann alle in die Tasche, um sie dem Bauer zu zeigen. Wie er aber mit seiner Arbeit fertig war und auf den Edenhof zurückkehrte, klingelte es auf einmal in seiner Tasche. Verwundert griff er hinein, und siehe da! die Engerlinge waren zu blanken Silberthalern geworden.

4.

Bei Mauerbach im Oberinnthal mähte eine Dirne auf einem Bergmahde. Nach Betläuten ließ sie Feierabend, nahm die Sense auf die Schulter und kehrte singend und trällernd nach Hause zurück. Unterwegs sah sie auf einem Felde eine Menge Kohlen liegen und steckte einige davon ein. Beim Abendessen sagte sie: „Heit hun i ober Kehlar g'seh'n!" und wollte die mitgenommenen aus dem Sacke herausnehmen, allein wie groß war ihr Erstaunen, als sie anstatt der vermeintlichen Kohlen nagelneue Zwanziger in der Hand hatte. Nun lief gleich der Bauer mit allen Dienstboten auf jenes Feld hinaus, fand aber von den Kohlen nicht ein Stäubchen mehr.

5.

Einmal sah ein Hirte auf einer Wiese bei Seefeld, wo er die Kühe hütete, in einer Grube ein weißes „Zuig“, das wie Kalk aussah. Gedankenlos rührte er mit seinem Stocke darin herum. Da ertönte eine laute Stimme hinter ihm: „Wos thuast denn du do unt'n?“ Erschreckt zog er den Stecken aus der Masse heraus und lief davon Als aber zufällig sein Blick auf den Stock fiel, sah er ihn am untern Theile ganz versilbert. Wie er auch jetzt nach der Grube suchte, sie war nicht mehr zu finden.

6.

Auf der Alpe Hundsthal oberhalb Inzing war einst ein etwa zehnjähriger Buben eben dem Melcher als Hirte angestellt. Dieser kam eines Tages zu einer Quelle, die er vorher noch nie gesehen hatte. Zu seiner größten Freude bemerkte er, dass das Wasser wunderbar glänzende „Schiaßer“ (Kügelchen) mit sich führte. Er sammelte nun davon seinen ganzen Hut voll, als plötzlich eine tiefe Stimme hinter ihm rief: „Jatz hosch' es!“ Erschrocken ließ er den Hut fallen, lief zur Hütte und erzählte dem Melcher, was ihm soeben begegnet sei. Dieser wurde durch die Erzählung des Kühbuben aufmerksam und eilte mit ihm zu jener Stelle. Es waren aber weder Quelle noch „Schiaßer“ mehr zu sehen, nur der Hut lag noch am Boden.

7.

Beim Ackern stießen einmal die Bauersleute auf einen Haufen frischen, grünen Laubes, das durch die Pflugschar zu Tage gefördert worden war. Es kam ihnen sonderbar vor, dass zu der frühen Jahreszeit, wo die Bäume noch kaum ausschlugen, mitten auf dem Acker und noch dazu unter der Erde ein solches Laub liege, und steckten einige Blätter ein. Als sie aber nach Hause kamen, waren es glänzende Silberthaler. (Natters.)

8.

Ein Bauer in Lans hatte zwei Töchter, von denen die eine etwas „lobbet" war. Nach dem Sprüchl: „Der Dumme hat's Glück" sah auch eines Tages jenes Mädchen, als es von der Kirche heimkehrte, einen Haufen Zwanziger vor der Hausthüre liegen. Sie hob einen auf, gieng zum Vater in die Stube und legte ihn auf den Tisch. Auf die Frage, woher sie diese Münze habe, sagte sie: „Vor d'r Thir auß'n sein wohl no meahrer", lief hinaus, brachte aber wieder bloß einen einzigen herein. Nun wollte sich die andere Tochter einen tüchtigen Schock davon holen, doch jetzt war der Schatz verschwunden.

9.

Bei Scharnitz liegt nahe der Landesgrenze schon weiß Gott wie lange ein Schatz verborgen, der zuweilen als Flamme blüht.

Ein Weib, das einmal noch spät in der Nacht von Mittewald nach Scharnitz gieng, sah das Feuer, um welches mehrere Männer saßen, mit spitzigen, breitkrempigen Hüten auf dem Kopfe. Es waren dies die Schatzhüter, und das Weib wäre, wenn es die Gnade gehabt hätte, in den Besitz des ganzen Schatzes gekommen.

10.

Einige kleine Mädchen von Zirl giengen oft zur Ruine Fragenstein hinauf, um dort zu spielen. Da bemerkte einst eines derselben einen unterirdischen Gang, an dessen Wänden wunderbar glänzendes, goldenes und silbernes „Gotz'nzuig“ (Kochkellen) hieng. Sofort lief es zu seinen Gespielinnen, erzählte ihnen davon und wollte sie zu der Stelle führen. Allein jetzt war kein unterirdischer Gang mehr zu finden, da der Schatz eben nur auf wenige Augenblicke geblüht hatte.

11.

Das alte Messnerhaus in Pradl war vor alten Zeiten eine Räuberhöhle. Im Keller dieses Hauses, der ganz eigenthümlich gebaut sein soll, liegt ein Schatz, den die Räuber dort vergruben Einmal sah man auch in diesen unterirdischen Räumen einen Wurm mit einem Krönlein auf dem Kopfe. Hätte man damals einen Rosenkranz oder einen Gnadenpfennig auf ihn geworfen, so hätte man den ganzen Schatz, welcher vom Wurme gehütet wurde, heben können.

59. Schätze im Langsee.

Wo der Riffler, das Kreuzjoch und der Thorhelm ihre Berglehnen zu einer Mulde, der „wilden Krimml“, vereinigen, liegt von Felsblöcken und öden Kaaren umgeben, der sagenumklungene Langsee.

Einmal kam ein Venediger-Manndl über den Riffler zu diesem Alpensee herunter, schaute, am Ufer desselben angelangt, in seinen Bergspiegel und bemerkte am Grunde des Sees eine Schatztruhe. Sofort machte es sich daran, sie zu heben, wickelte alsdann sich und die Truhe in ein schwarzes Tuch ein und flog mit ihr pfeilschnell durch die Luft davon.

Auch der Glaserbauer am Gerlosberg wußte einen Schatz im Langsee. Als er von einer schweren Krankheit befallen wurde und merkte, dass es mit ihm zu Ende gehe, befahl er noch seinem Knechte, schnell zum See hinaufzugehen und den Schatz herunterzuholen. Dabei bezeichnete er ihm genau die Stelle, wo er zu finden sei. Der Knecht machte sich sofort auf den Weg und erreichte nach einigen Stunden strengen Steigens den See. Da saß aber am Ufer bei dem Orte, den ihm der Bauer angegeben hatte, ein großer, schwarzer Hund auf der Schatztruhe und den Schlüssel hiezu hatte er zwischen den Zähnen. Nun fiel dem Knecht das Herz in die kurzen Lederhosen und er rannte, so schnell er konnte, nach Glaser zurück. Der sterbende Bauer bat ihn aber, noch einmal zum See hinaufzusteigen, dem Hunde jedoch diesmal den Schlüssel nur keck aus dem

Maule zu nehmen. Nun eilte der Knecht zum zweitenmale hinauf, fand aber die Truhe nicht mehr. Jetzt mußte er abermals unverrichteter Sache umkehren. Als er das Haus wieder betrat, kam ihm die Dirn traurig entgegen und sagte ihm, dass der Bauer kurz nach seinem Weggehen gestorben sei.

Ein Hirte, der ein verlaufenes Schaf suchte, kam zufällig an diesem See vorbei und sah eine prachtvolle goldene Kette am Ufer liegen, die mit einem Ende in den See hinein reichte. Entzückt wollte er schon nach ihr greifen, da bemerkte er nicht weit von dieser eine noch viel schönere und lief hinzu, um zuerst jene aus dem Wasser herauszuziehen. Als er aber schon im Begriffe war, nach ihr zu langen, versanken beide Ketten zugleich in die Tiefe.

60. Das Schatzkistchen.

Bei Flaurling im Oberinnthal arbeiteten einmal mehrere Holzknechte im Walde am Berg oben. Als einer von ihnen, um etwas auszuruhen, sich abseits auf einen Baumstrunk setzte, bemerkte er vor sich eine schöne Steinplatte. Neugierig, ob nicht vielleicht etwas darunter wäre, hob er dieselbe auf und fand ein goldenes Schlüsselchen, das wieder auf einer Steinplatte lag. Dieses steckte er ein und hob hastig auch die zweite auf. Jetzt sah er ein zierliches Kistchen und wollte schon darnach greifen, da fiel ihm ein, dass seine Kameraden dasselbe sehen könnten, und er ihnen dann wohl

auch einen Theil vom Schatze geben müsste. Er bedeckte daher das Kistchen wieder mit der einen Steinplatte, legte das Schlüsselchen hin und setzte über das ganze noch die andere. Um sich ja genau die Stelle zu merken, knickte er noch an den nächsten Fichten einige Äste, gieng dann wieder an die Arbeit und gedachte in der kommenden Nacht den Schatz zu heben. Um keinen Verdacht zu erregen, gieng er nach Feierabend mit den andern Arbeitern ins Dorf hinunter. Sobald aber der Mond aufgegangen war, stahl er sich davon und eilte klopfenden Herzens in den Wald hinauf. Hier fand er wohl noch die geknickten Äste, aber keine Spur von den Steinplatten und dem Kistchen. Drei Tage hindurch suchte er darauf nach dem Schatze, der aber war für ihn auf immer verloren.

---

61. Goldtrögeln.

1.

Ein Jäger kam einmal auf der „Huhnbolz“ am Götzner Berg zu einem „Trögl“, in das durch eine Rinne Wasser hineinfloss. Er kannte den Wald ganz genau, hatte aber nie zuvor dieses Brünnl gesehen. Wie er sich zu ihm niederbückte, um zu trinken, bemerkte er, dass sich am Boden desselben goldglänzender Sand abgesetzt hatte. Der Jäger nahm sich jedoch nicht Zeit, diesen näher zu untersuchen und dachte sich, er werde schon bald wieder einmal, wenn er mehr Zeit habe,

hieherkommen. Als er aber andern Tags diese Stelle aufsuchte, war das „Trögl“ nicht mehr zu finden.

2.

Auf der Oberisseralm im Stubai waren früher Tuscher Simeles beide Buben als Hirten angestellt. Diese trafen einst im Walde ein Brünnel an, das sie vorher noch nie bemerkt hatten und tranken daraus. Das Trögl aber glänzte wie „'s bleckate“ Gold. Als sie zum Mittagessen in die Hütte kamen, erzählten sie von dem schönen Brünndl. Dem Schaffer gieng gleich ein Licht auf, dass hier ein Schatz geblüht habe, und er schalt die beiden: „O ihr Malefiz-Buben, warum habt ihr das Trögl nicht mitgenommen?“ Diese versicherten ihn jedoch, dass sie es noch ganz gut aufzufinden wüssten; es sei ja hart am Wege und erboten sich sogleich, ihn zu jener Stelle zu führen. Da hieß er sie Schaufeln und Pickeln mitzunehmen und verfügte sich mit ihnen in den Wald hinauf. Dort sahen sie sogar noch die damals hinterlassenen Spuren ihrer Schuhnägel im durchweichten Boden, oder das Trögl war und blieb verschwunden, obwohl sie den ganzen Platz „überhackten“.

3.

Ein Hirte auf der Birgitzer Alpe gieng oft zu seinem Dirndl in den Adelhof auf den Heimgarten. Am Rückweg mußte er sich immer sehr beeilen, weil der Schaffer mit dem Nachtmahl nicht eigens auf ihn wartete. Einmal nun war er besonders spät daran und wollte das Essen doch nicht versäumen, als er neben dem Steige

ein Brünnlein gewahrte, dessen Trögl mit Goldsand angefüllt war. „Schau", dachte er, „blüht jetzt mir auch einmal das Glück", ließ sich aber nicht aufhalten und steckte, damit er die Stelle gewiss wieder finde, seinen „Veitl" (Taschenmesser) in den nächsten Baum. In der Nacht schlich er sich aus der Hütte und wollte nun den Goldsand holen. Allein er fand das Brünndl nicht mehr, obwohl sein Messer noch im Baume steckte.

4.

Auf der Alpe Falbesan im hintersten Stubai traf auch ein Hirte ein Wassertrögl an, das er früher nie bemerkt hatte und an dessen Boden sich hell glitzernder Sand befand. Er steckte den Stock hinein, um zu sehen wie tief der Brunnen sei, konnte aber merkwürdiger Weise auf keinen Grund stoßen. Da dachte sich der Hirte, dieses Trögl müsse er doch später einmal genauer untersuchen und gieng seines Weges. Hinter sich hörte er aber plötzlich laut „rear'n" und als er sich umwandte, war das Brünndl verschwunden. Hätte er etwas Geweihtes auf das Trögl gelegt, so wäre der ganze Goldsand in seinen Besitz gekommen, und die arme Seele, welche denselben hüten musste, hätte ihre Erlösung gefunden.

5.

In Mieders war ein Bauer, der wußte irgendwo am Alpeiner Ferner im Stubaithal ein Goldbrünndl, welches ihm jährlich 75 fl. trug. Seinem braven „Get'lbua" versprach er oft, er werde ihm gewiss einmal das Trögl zeigen, weil er ihm sonst nichts geben könne.

Da erfiel aber der Bauer im Gebirge, und kein Mensch weiß mehr das Brünndl zu finden.

6.

Auf der Fallser Alpe im Wippthal hatte ein Venediger ein Goldbrünndl, dem er jeden Herbst reichen Goldsand entnahm. Die Ochsen von dieser Alpe waren auch, da man fast immer Goldkörnlein von dem Brünndl in ihrem Magen fand, vom Metzger sehr begehrt. Wer sich aber erkühnte, den Goldsand gleich aus dem Brünndl zu nehmen, den konnte der Venediger, falls er gerade in seinen Bergspiegel schaute, auch von Venedig aus augenblicklich „d'rstech'n".

---

62. Die Venediger-Manndln.

Es gibt wohl kein Thal in ganz Tirol, in welchem man nicht von „Venediger-Manndln" oder kurzweg „Venedigern" zu erzählen weiß, denn unser schönes, an edeln Metallen und Mineralien so reiches Land lockte schon früh besonders die Venezianer an, um die Schätze der Erde zu Tage zu fördern und davonzutragen. Sie kamen gewöhnlich im Frühjahre an, arbeiteten während des Sommers in den Bergen und Schluchten und zogen im Herbste mit Gold beladen heim nach Venedig. Oft sahen die Senner, wenn sie in aller Frühe melken giengen, so ein Venediger-Manndl, das die ganze Nacht Goldstufen gesammelt hatte, mit wohlgefülltem Säcklein auf dem Rücken, zu Thale steigen.

Bei ihrem einträglichen Handwerk kam ihnen ihr „Bergspiegel“ sehr zustatten, den sie bloß aus dem ihre Vaterstadt umgebenden Meere herauszunehmen brauchten und in ihm alle Schätze, Goldwässerlein und Erzgänge weit in der Runde sahen. Manche Venediger hatten auch eine Kugel, an welcher ein Zeiger angebracht war. Beim Gebrauche hielten sie dieselbe mit Daumen und Zeigefinger an einem Faden fest, so dass sich die Kugel nach allen Seiten drehen konnte, und der Zeiger wies nun immer nach der Richtung hin, wo der Schatz verborgen lag.

Um die Zauberkünste zu erlernen, besuchten die jungen Venediger die „schwarze Schule“ in ihrer Vaterstadt, doch konnten nie mehr als zwölf auf einmal eintreten. Nach Beendigung des Curses gehörte jedoch derjenige Schüler, welcher zuletzt zur Thüre hinausgieng, seinem Lehrmeister, dem Teufel. Das Merkwürdigste bei der Sache war aber, dass die andern elf nie herausbringen konnten, welcher Kamerad fehlte.

Die Venediger-Manndln erschienen auch manchmal als Hausierer verkleidet in den Dörfern Tirols. Sie boten dann seltsame Käfer feil, die sie in einem umgehängten Kästchen trugen. Es nahm ihnen aber fast niemand solche ab, da man nichts mit den Thierchen anzufangen wusste. Wer aber einen solchen Käfer gekauft und ihn in die Tasche zu seinem Gelde gesteckt hatte, dem gieng dasselbe niemals aus. Deshalb sagt man noch heute, wenn jemand recht großthut und viel aufgehen läfst, er habe gewiss einen Venediger-Käfer beim Gelde.

---

63. Der Schatz in der Reichenspitze.

Inmitten der großartigen Gletscherwelt der Zillerthaler Ferner und der hohen Tauern ragt der gewaltige Eisdom der Reichenspitze in die Luft, und weithin schimmern seine ausgedehnten Schneefelder, die sich hoch über grauen Felsabstürzen ausbreiten. Im Innern dieser Spitze liegt nun schon seit uralten Zeiten ein unerschöpflicher Schatz von Goldmünzen und funkelnden Edelsteinen, der von kleinen, graubärtigen Männlein gehütet wird. Sie sind zum Schutze gegen die Kälte in dichten Loden gekleidet und zeigen sich nur sehr selten den Blicken der Menschen. Wenn aber ein armer Bauer auf die Reichenspitze steigt, um sich seine Taschen mit Gold füllen zu können, so geben ihm die Schatzhüter soviel er will, jedoch muss er dann nach seinem Tode hüten helfen. Die Venediger aber erhalten von den Hütern Schätze in Hülle und Fülle, ohne dafür büßen zu müssen.

Eines Tages kam nun ein Venediger-Manndl nach dem einsamen Dörflein Gerlos und nahm von dort einen Führer auf die Reichenspitze mit sich. Beim Aufstiege über die steilen Firngehänge fragte er den Führer, ob er gleich seinen Lohn haben oder mit ihm den Gewinn, den er auf der Spitze zu erhalten hoffe, theilen wolle. Da der Führer zweifelte, ob der Fremde oben überhaupt etwas ausrichte, wünschte er lieber gleich bezahlt zu werden. Auf dem Gipfel angekommen, zog der Venediger mit seinem Stocke einen Kreis in den Schnee, trat mitten in denselben hinein und begann aus einem

Buche, das er stets bei sich hatte, Zauberformeln zu lesen. Da erschien plötzlich ein ganz kleines „Letarl“ mit einem straff gefüllten Geldsacke, den es dem Venediger übergab und dann eilig wieder zwischen den Felsblöcken verschwand. Dieser lud sich den Sack auf den Rücken und befahl dem Führer, sich nun zum Abstiege zu rüsten. Letztern reute es bitter, dass er die Löhnung früher verlangt hatte und jetzt das Gold nicht mit dem Venediger theilen durfte. Sinnend, wie er den reichen „Kampl“ etwa doch noch überlisten könnte, schritt er mit ihm bergab. Als sich ihm aber eine günstige Gelegenheit darbot, eilte er plötzlich ein Stück weit voraus und versteckte sich hinter einem Felsen, um hier dem Venediger aufzulauern. Lange verharrte er in seinem Verstecke, aber merkwürdig, sein Herr kam nicht, und als er ihn endlich zu suchen anfieng, schien er wie vom Erdboden verschwunden. Missmuthig gieng darauf der Führer nach Hause.

Nach einem Jahre trafen sich die beiden wieder und der Venediger fragte seinen ehemaligen Führer, ob er sich noch erinnere, wie sie mitsammen auf den Reichenspitz gestiegen seien. Als dieser es bejahte, sagte der Venediger, er wisse auch ganz gut, dass er ihm aufgepasst habe; aber gerade, wie ihn im Verstecke eine Fliege auf die Nase gebissen habe, sei er so „gleim“ an ihm vorbeigegangen, dass sie bald „ugezöh'n“ hätten.

---

64. Die Venediger bei Mils.

Auf einem Acker bei Mils im Unterinnthal bemerkte man einst ein Loch von Hufeisengröße, das sich trotz häufigen Darüberackerns doch nicht verstopfen ließ. Man mochte auch Erde und Steine hineinwerfen, so viel man wollte, aufgefüllt wurde es nie. Da sah einmal die Besitzerin des Ackers, welche gerade auf demselben beschäftigt war, zwei vornehme Herren, die in einer fremden Sprache miteinander redeten, auf dem Felde herumsuchen. Kaum hatten sie aber das Loch erblickt, blieben sie bei ihm stehen. Nun wollte die Bäurin sie erst recht genau beobachten, da wurde es ihr auf einmal trübe vor den Augen und sie konnte nur noch erkennen, dass der eine einen Gegenstand ins Loch warf. Als sie wieder klar sehen konnte, waren die beiden verschwunden, und das Loch fand niemand wieder.

---

65. Der Schatz im „klob'n Schrofen“.

Unterhalb der hohen Saile liegt zwischen dem Mittagsschrofen und dem Spitzmanndl ein Felsenriss, der sogenannte „klob'n Schrofen“. In diesen Spalt stieg häufig ein Venediger-Manndl mittels eines „sechssprisligen“ Leiterls hinab und an der andern Wand wieder hinauf. Es hatte nämlich dort unten einen verborgenen Schatz, von welchem es von Zeit zu Zeit einen Theil herausnahm. Jeden „Langis“ kam es von Ve-

nedig auf einen der Rockhöfe, wo es immer sehr gut verpflegt wurde und unternahm von dort aus seine Streifereien ins Gebirge. Dem Bauer versprach das Venediger-Manndl, ihm den ganzen Schatz zu schenken, sobald es einmal fühle, dass es den Winter nicht mehr überleben werde. Eines Frühlings aber wartete man vergebens auf die Ankunft des Venedigers und da er sich in Zukunft nie mehr blicken ließ, blieb der Schatz im „klob'n Schrofen" für immer verborgen.

66. Der Schatz auf Kropfsberg.

Bei Brixlegg im Unterinnthal thront auf einem aussichtsreichen Hügel die großartige Ruine des geschichtlich denkwürdigen Schlosses Kropfsberg. Unter dem verfallenen Gemäuer liegt ein unermesslicher Schatz, der immer noch fortwächst und zu Zeiten blüht.

Ein „Glasherr" aus Brixlegg machte sich einst mit einem Venediger ans Werk, den Schatz zu heben. Beiden gelang es auch, ganze Wagen voll Geld und Kostbarkeiten fortzuführen. Ein altes Ehepaar, das in der Nähe der Ruine ein kleines Häuschen bewohnte, wusste darum und wäre auch gar gerne auf eine so bequeme Art reich geworden. Deshalb besprach sich das Weiblein mit einem Kapuziner und bat ihn, ihr vielleicht etwas behilflich zu sein. Der Pater aber entgegnete, dass das Geld, welches man dem Schatzhüter abzwingen

müsse, nie Glück bringe. Damit blieb der Alten nichts anderes übrig, als sich auf eine günstige Gelegenheit zu vertrösten.

Da trat eines Abends ein kleines, weißbärtiges Manndl in die Hütte und bat um eine Nachtherberge. Nachdem ihm dieselbe gerne gewährt worden war, rückte es beim Essen mit der Absicht heraus, heute Nacht den Schatz in der Schlossruine heben zu wollen; freilich sollte ihm dabei jemand behilflich sein. Das Weib, welches sofort in dem Fremden einen Venediger erkannt hatte, erklärte sich dazu bereit. Dieser gab ihm darauf eine Salbe, mit der es ihn, falls ihm etwas zustoßen würde, einreiben solle, bis er wieder zum „Zuig“ komme. Um Mitternacht giengen nun beide mit einer Laterne den Schlosshügel hinan; doch wie staunte die Alte, als sie anstatt der düstern Mauerreste das Schloss in seiner frühern Herrlichkeit erblickte! Ihr Begleiter führte sie in einen weiten, prachtvollen Saal, an dessen Wänden alterthümliche Schränke und Truhen voll glänzenden Goldes standen. Jetzt begann der Venediger beim Scheine der Laterne aus einem Buche zu lesen. Plötzlich aber stürzte er ohnmächtig zu Boden, und zugleich erlosch auch das Licht. Das Weib suchte nun tastend den Ausgang, um daheim die Laterne wieder anzuzünden. Als es zurückkehrte und den Venediger durch Einreiben mit der Salbe wieder zum Bewusstsein gebracht hatte, war die Zeit schon vorbei, den Schatz zu heben und das Manndl sagte, man müsse es auf ein andersmal verschieben. Darauf verließen sie das Schloss, welches am andern Morgen wieder als Ruine dastand. Das Ve-

nediger-Manndl aber sahen die beiden Leutchen in ihrem Leben nie mehr.

67. Die übermüthigen Bergknappen.

Zu Nauders im Vintschgau war früher ein Gold- und Silberbergwerk. Durch den ungemein ergiebigen Ertrag desselben wurden die Knappen sehr reich und schließlich so übermüthig, dass sie mit silbernen Kegeln und einer goldenen Kugel kegelten. Als sie nun einmal bis über das Betläuten diesem Vergnügen oblagen und dabei die Religion in der frechsten Weise verspotteten, setzte neben dem gewöhnlichen Kegelbuben noch ein anderer auf, der — Bocksfüße hatte. Sobald dies bekannt wurde, duldete man die Knappen nicht mehr in der Gemeinde, und das Bergwerk verfiel seitdem nach und nach.

68. Teufelsbeschwörer.

1.

Auf der Alpe Durlasboden im Wild-Gerlosthale verabredeten einst vier Melcher, da ihnen die täglichen Mühen und Arbeiten zu sauer vorkamen, ihre Seelen um Geld dem Teufel zu verschreiben. Dies ist jedoch eine gewagte Sache, denn nur wenige halten seine fürchterliche Erscheinung aus, und man würde in Stücke zerrissen, wenn man es wagte, aus dem Kreise zu springen. Um Mitternacht zogen sie auf dem Boden der Kaser den

Kreis, in welchen drei derselben hineinstanden und den Teufel anriefen. Da bemerkten sie ihn auf einmal in einer Ecke des Raumes auf einem Geldsacke sitzend, und seine grünen Glasaugen waren starr auf sie gerichtet. Die Beschwörer fuhren bei dem schauderhaften Anblick entsetzt zusammen und vergaßen alles Vorgehabte. Sofort eilte der vierte Melcher, welcher nicht in den Kreis getreten war, in das Dörflein Gerlos, um den hochw. Herrn Vicar zu holen. Die andern drei rührten sich unterdessen nicht von der Stelle und erwarteten sehnlichst die Ankunft des Geistlichen. Als der Morgen graute, betrat der Seelsorger die Hütte. Nun unterredete er sich mit dem Teufel und letzterer gab sich zufrieden, wenn wenigstens derjenige der zuletzt noch im Kreise wäre, der Hölle angehöre. Der Geistliche aber hatte wohl bemerkt, dass ein kleines eisernes Crucifix, welches die Melcher zur Vorsicht mitgenommen hatten, bei ihnen im Kreise lag. Jetzt sagte er nacheinander die Namen der Melcher her, und jeder durfte, sobald sein Name genannt wurde, den Kreis verlassen und war gerettet. Als auch der letzte herausgetreten war, wollte sich der Teufel schon auf ihn stürzen, da bemerkte er das Kreuzlein, sah sich geprellt und war im nächsten Augenblick sammt seinem Geldsacke verschwunden.

2.

Auch auf einer andern Alpe versuchten einmal mehrere Senner, dem Teufel Geld abzuzwingen und es wäre ihnen auch bald gelungen. Wie sie, mitten

in der Beschwörung begriffen waren, trat ein kleines Manndl mit einem Säcklein auf dem Rücken in die Hütte und rief: „Braucht's koane Nuss'n?“ Die Senner jagten es auf der Stelle zur Thüre hinaus, damit sie bei ihrem heikeln Geschäfte nicht gestört würden. Als sich jedoch der Teufel nicht blicken ließ, gieng ihnen wohl ein Licht auf, wer das Manndl gewesen sein könnte und was es ihnen angeboten hatte. (Lans.)

---

69. Der Teufel holt einen Knecht.

Auf der sonnigen Berghalde oberhalb Mutters stehen drei stattliche Bauernhäuser, die Rockhöfe. In einem derselben war ein Knecht angestellt, dem es derart nach Geld gelüstete, dass er sich dem Teufel verschrieb. Nun war er Sonntags immer kreuzfidel beim Wirt unten in Mutters und konnte zechen und spielen, so lange er wollte. Einmal aber saß er traurig und schweigsam am Tische, und seine Kameraden konnten sich diese Niedergeschlagenheit gar nicht erklären. Da wollte zufällig das kleine Söhnlein des Wirtes hinter den Ofen steigen, fuhr aber entsetzt zurück und rief: „Voter, Voter, wos hockt denn do fir a schiacher Loter hint'n?“ Alles sprang von den Bänken auf. Dem Knechte lief der Angstschweiß bei der „Kui“ zusammen und er stöhnte: „Jatz hot er mi, der Tuifl“. Richtig, da saß der leibhaftige „Blauhiatler“ hinter dem Ofen und man wußte nun auch, auf wen er's abgesehen hatte. Einige Burschen faßten daher den Knecht bei den Armen und führten ihn

in den Widum. Die Geistlichen hießen ihn in eine „Weihwasserbrent'n“ hineinzusteigen und darin eine Stunde zu verbleiben. Während der ganzen Zeit hielten sie die Monstranz über seinen Kopf. Vorläufig war nun der Knecht gerettet. Als sein Dienstgeber aber die Geschichte erfuhr, zahlte er demselben sofort seinen Lohn aus, denn er wollte keinen solchen Menschen unter seinem Dache haben. Der Knecht suchte darauf Dienst im Sellrain, wo er eines Tages spurlos verschwand; der Teufel hatte ihn also doch noch erwischt.*)

---

70. Der Lanthaler.

Auf dem Bauerngute Reisch bei Zell im Zillerthal war einst ein Bauer, Lanthaler mit Namen, der so schlecht wirtschaftete, daß er sich, um nicht ganz von Haus und Hof zu kommen, dem Teufel verschreiben musste. Da ihn derselbe dem Vertrage gemäß noch mehrere Jahre leben ließ, war der Bauer wieder sorgenfrei und machte sich aus seiner Handlungsweise nicht viel Gewissensscrupel. Als aber der Tag herannahte, von welchem an er nur noch ein Jahr leben durfte, begann er sich doch zu ängstigen, gieng in den Widum und erzählte den Geistlichen alles, was er mit dem „Gabach'n“ verhandelt hatte. Sie gaben ihm nun den Rath, gleich am andern Tage eine Reise anzutreten und erst nach Jahresfrist wieder in die Heimat zurückzukehren; dabei

*) Vgl. Zingerle, Sagen aus Tirol, Nr. 814.

müsse er jeden Morgen eine hl. Messe hören und jede Nacht in einem Widum zubringen. Lanthaler befolgte gern diese Anordnungen und kehrte genau am Jahrestage seiner Abreise wieder nach Zell zurück. Nun dachte er sich, hier müsse er doch nicht mehr im Widum übernachten und blieb zu Hause bei den Seinen. Als er aber am Morgen nach Zell hinunter gieng, um der hl. Messe beizuwohnen, begegnete ihm auf der Zillerbrücke eine alte „G'sellin“, die ihn fragte: „Jo wö geahst denn dü hi?“ „Kirch'n geah i“, war die Antwort. Da wies das Weiblein aber auf die Thurmuhr, und siehe da! es war zum Gottesdienst schon viel zu spät. Beunruhigt gieng nun Lanthaler nach Hause, doch es litt ihn dort nicht lange und er verfügte sich in den Widum, um dort abermals um Rath zu fragen. Die Herren merkten sofort aus seiner Erzählung, dass das Weib niemand anderer gewesen sei als der Teufel, der die Uhren verrückt hatte, denn damals wäre der Bauer noch lange früh genug zum Gottesdienste gekommen, und erklärten dem Lanthaler, ihn nicht anders retten zu können, als wenn er eine Stunde lang in einen vollen Weihwasserpanzen stehe. Auch dazu zeigte sich der Bauer bereit; doch kaum war er hineingestiegen, sprang er sofort wieder heraus und eilte seinem Heim zu. Bei dem Kreuze neben der Straße verließ er jedoch den gewöhnlichen Weg nach Reisch und schlug lieber einen weitern Waldweg ein, damit ihn der Teufel, der ihm vielleicht irgendwo aufpasse, nicht gewahre. Der Satan aber saß etwas weiter oben auf einer Steinsäule und rief dem Bauer, sobald er ihn erblickte, zu: „Lantho-

lar, Lantholar, iatz warst m'r bold entronnen." Damit stürzte er sich auf sein Opfer und fuhr mit ihm zur Hölle, wo es jedoch nur bis zum jüngsten Tage leiden muss. Seitdem sieht man den Lanthaler oft des Nachts als großen, schwarzen Hund auf Reisch umgehen.

---

71. Der verschwundene Soldat.

Ein Soldat, der in Innsbruck in Garnison lag, schloss ebenfalls mit dem Teufel einen Contract und hatte infolge dessen immer Geld in Hülle und Fülle. Sein Kamerad nahm ihn einmal tüchtig aufs Korn und fragte ihn, woher er denn das viele Geld habe, da er doch von Hause aus ganz arm sei. Letzterer gab ihm nur eine ausweichende Antwort, indem er sagte: „Wort nar, wearst schun a Geld kriag'n". Dann lenkte er das Gespräch auf einen andern Gegenstand.

Einst standen beide in dunkler Nacht beim Pulverthurm in der Nähe von Kranebitten auf dem Wachtposten. Es war schon drei Viertel auf zwölf Uhr und sie mussten bald abgelöst werden. Da hörte der eine auf einmal seinen reichen Kameraden rufen: „Schnell Jokl, iatz gait's Geld o!" Einen Augenblick sah der verplüffte Jokl wirklich einen Haufen strahlenden Goldes vor sich, dann war alles wieder verschwunden. Von seinem Freunde aber fand er keine Spur mehr, denn die Frist, welche der Teufel seinem Opfer gewährt hatte, war mit jener Stunde abgelaufen. Als man den Soldaten fragte, wo denn der M . . . hingekommen sei,

konnte er nichts anderes sagen, als: „Den hat der Teufel g'holt."

72. Die zwei Hirten.

Auf den großen Alpen Oberisse und Stöcklen im Stubaithale waren vor Zeiten zwei recht gottlose Hirten angestellt, die bei jedem geringsten Anlasse so entsetzlich fluchten, dass es den Leuten, die es hörten, ordentlich graute und sie sich dachten, wenn diese nicht der Teufel hole, so erwische er überhaupt niemanden mehr. Bald jedoch hatte der Frevelmuth der beiden Hirten seinen Höhepunkt erreicht. Als sie nämlich, der eine auf einem Bocke, der andere auf einer Sau, gegeneinander ritten, schoss, gerade wie sie zusammengetroffen waren, der Teufel aus dem Boden und riss beide mitsammt den Thieren in die Hölle hinunter.

Noch jetzt sieht man an jener Stelle eine Grube, die man oft mit Sand und Steinen aufzufüllen suchte, aber jedesmal war es vergebliche Mühe.

73. Die Rohrer Mühle.

In einem Buchenwäldchen bei dem Weiler Rohr im Zillerthale steht eine einsame Mühle. Hier hat der Teufel einen Höllenausgang und benützt denselben, wenn er in Zell oder dessen Umgebung etwas zu suchen hat.

So holte er einmal zwei Zeller, schleppte sie zur Rohrer Mühle und warf den einen auf den Berg hinauf, während er den andern über alle Bäume in den Ziller hinüberschleuderte.

Ein andersmal sah ein Mann, der nachts von Thurnbach das Sträßchen heraufkam, eine Kutsche, die mit zwei Rappen bespannt war, gerade von der Mühle abfahren. Auf dem Bocke saßen zwei schwarze Gesellen, von denen der eine die Pferde lenkte. Der Mann ließ den Wagen nicht aus den Augen und folgte ihm immer in einer gewissen Entfernung. Bei Rohr angelangt, hielt das Gefährt. Der eine von den schwarzen Gesellen stieg ab und gieng in den „Galler“*) hinauf. Bald kam er wieder mit einem Bergknappen herab und beide setzten sich in die Kutsche, welche nun zur Rohrer Mühle zurückfuhr. Am andern Morgen erfuhr der Beobachter dieses geheimnisvollen Vorganges, dass in der verflossenen Nacht im Galler ein Hutmann des Zeller Goldbergwerkes gestorben sei.

---

74. Der Teufel in Grinzens.

Mehrere Burschen spielten und zechten eines Sonntags beim Wirt in Grinzens bis spät in die Nacht hinein. Da fiel ihnen schließlich gar noch ein, den Teufel „auszukarten“. Es sollte nämlich derjenige von ihnen, welcher zuletzt zur Thüre hinausgehen müsse, dem „grünen Jäger“

---

*) Ein großes, am Bergabhang gelegenes Knappenhaus.

gehören. Als sie im eifrigsten Spiel begriffen waren, gieng die Thüre auf und der leibhaftige Satan trat herein. Ohneweiters setzte er sich hinter den Ofen und schaute mit feurigen Augen zu den Burschen hinüber. Diesen war nun alle Lust am Spielen vergangen, ja sie getrauten sich kaum mehr, ein Glied zu rühren. Der Wirt, welcher die verzweifelte Lage der Burschen sah, schickte schnell zum Seelsorger nach Axams. Letzterer war auch sogleich bereit, ihnen zu helfen. Mit dem Hochwürdigsten Gute in den Händen betrat er die Gaststube, hieß alle Anwesenden hinausgehen und verließ dann selbst rücklings das Zimmer. Jetzt war unser Herr der letzte und der Teufel konnte daher niemandem etwas anhaben. Es kostete aber noch viel Mühe, bis der Satan die Stube räumte.

---

75. Das raufende Teufelchen.

Bei der Distelberger Mühle im Zillerthale waren einmal viele lustige Bauernburschen beim Ranggeln versammelt. Es blitzten die Schlagringe an den Fäusten der Ringenden, und heller Jubel erscholl ringsumher, wenn wieder einer den andern geworfen hatte. Nun war auch ein Bursche unter ihnen, der noch von keinem besiegt werden konnte. In seinem Uebermuthe rief er aus: „Jatz war i kod recht bein Zoige, mit an gonz kluan Toifal z'raff'n!“ Kaum hatte er aber dies gesagt, als auch ein nur „viertelskund'lgroßes“ Teufelchen zur Stelle war und im nächsten Augenblick mit dem kecken

Burschen zu raufen anfieng. Dabei zerrte es ihn einige male über den nahen Zaun hin und her, so dass der Arme fürchtete, nicht mehr mit dem Leben davonzukommen. Da erinnerte er sich jedoch der „Bette", die er bei sich hatte. Er griff schnell in die Tasche, zog den Rosenkranz heraus und schlug ihn seinem winzigen Gegner ins Gesicht. Nun musste der Böse weichen. Der Bursche aber äußerte gewiss sein Lebtag keinen solchen Wunsch mehr.

---

76. Der Teufel verfolgt einen Burschen.

Beim Sternwirt in Mairhofen kehrte einmal ein Bursche zu, der mit dem Teufel schon öfter etwas zu thun gehabt hatte. Als er auf die „Labe" gehen wollte, steckte der Satan seinen Kopf beim Thürchen heraus, und der Bursche sagte überrascht: „Ah, ist d'r Toifl a mear amöl do!" Dieser aber schien keinen Spass zu verstehen und glotzte ihn ganz unbeweglich an, so dass den Burschen das Grausen packte und er, so schnell es in seinen Kräften stand, nach Beleiten rannte, wo er zu Hause war. Wenn er sich umwandte, sah er den Teufel immer in gleicher Entfernung ihm folgen, so sehr der Geängstigte sich auch beeilen mochte. Als er zur Hausthüre „hineinwalgte", hieng ihm an jedem Haar ein Schweißtropfen. Der Verfolger aber war jetzt verschwunden.

---

77. Der Juchezer.

1.

Auf der Padasteralm im gleichnamigen Thälchen hörte ein Melcher, als er an einem schönen Sommerabende vor der Hütte saß, einen hellen Juchezer an der gegenüberliegenden Berghälde erklingen. Da juchzte auch der Senner, dass es an den Felsen wiederhallte. Nun ertönte aber der frühere Jauchzer schon ganz nahe. Erschrocken sprang der Melcher in die Hütte und verriegelte die Thüre. Jetzt vernahm er im Ziegenstall einen fürchterlichen Lärm, dass er glaubte, es erschlage ihm alle Geißen auf einmal. Mit schwerem Herzen gieng er am nächsten Morgen in den Stall, fand jedoch die Thiere gesund und munter, und nichts deutete auf das nächtliche Spectakel hin.

2.

Zwei Burschen vom Rohrberg im Zillerthal wollten nachts zu ihren Dirndeln nach Hainzenberg fensterln gehen. Da hörten sie im Dörflein oben einen lauten Trutzjodler. Im Vollgefühl ihrer Kraft und Schneid ließen sie nicht lange mit der Antwort warten. Gleich darauf hörten sie ihn aber ein gutes Stück weiter herunten, beim Flörleranwesen, und im nächsten Augenblick stand ein schwarzer Geselle vor ihnen, in dem sie entsetzt den Teufel erkannten. In wilder Flucht rannten sie davon in den nächsten Stadl und warfen sich ganz ermattet auf das Heu. Hier hatte der eine die Fassung

schnell wieder erlangt und reichte seinem Freunde die Schnapsflasche mit den Worten: „Moch d'r nar nicht draus; se, trink a bissal an Schnops!"

---

78. Der Teufel wispelt.

In einem Bauernhaus zu Melcher im Bezirk Fügen erwartete die Dirn eines Abends ihren Geliebten. Richtig, da hörte sie auch bald von ferne wundernett wispeln und sperrte erfreut, in der Meinung ihr Bua sei's, die Hausthüre auf. Das Herz lachte ihr, als das Pfeifen immer näher kam. Jetzt trat ein stämmiger Bursche, der ganz wie ihr Liebhaber aussah, in den Hausflur nnd gieng mit ihr in die Stube. Kaum hatte er aber die Thüre hinter sich zugemacht, als sich der vermeintliche Geliebte in eine scheußliche Teufelsgestalt verwandelte, die Dirne erfasste und sie an allen vier Wänden „herumdrisselte", dass sie kläglich um Hilfe schrie. Der Bauer, welcher in der „Stübenkummer" schlief, wurde durch das Gepolter und „Winz'lwerch", das in der Stube losgegangen war, geweckt, kleidete sich schnell an und lief hinunter, um nachzusehen, was denn dieser Lärm zu bedeuten habe. Wie er aber die Stubenthüre aufmachte, sah er zu seinem Entsetzen die Magd in den Klauen des Teufels. Der Bauer bekreuzte sich und eilte in den Stall, um ein weißes Schäflein zu holen. Dieses hielt er über den Kopf der Dirne, und der Höllenfürst musste sofort das Weite suchen.

79. Der Teufel tanzt in einer Backstube.

Zu Silz im Oberinnthal wollte eine recht übermüthige Person, die bei einem Bäcker als Magd angestellt war, durchaus einmal mit dem Teufel tanzen. Als sie einst bei Nacht allein in der Backstube saß, fieng sie an, unter so gräulichen Flüchen den „Untern" anzurufen, dass er auch allsogleich erschien und mit ihr wild herumtanzte. Der Nachtwächter, welcher gerade durch das Dorf die Runde machte, sah jemanden in das Bäckerhaus gehen und schaute durch das offene Fenster in die Backstube. Sofort erkannte er an den Geißfüßen den Teufel und stichelte, um die beiden zu stören, mit seiner Lanze hinein. Als der Tänzer dies bemerkte, ließ er die Dirne los und gieng hinaus, um sich an dem Störenfried zu rächen. Allein der Nachtwächter sagte zu ihm: „Bis datto bin i schun no b'segn't". Nun konnte ihm der Satan nichts anhaben und musste weichen. Der Hüter der Nachtruhe gieng darauf in die Backstube und fragte die Magd, ob sie auch wisse, mit wem sie getanzt habe. Diese musste aber schon ganz verrückt gewesen sein, denn sie antwortete in vollem Ernste: „Jo freili woaß i's; mit mein Schwiegersuhn".

---

80. Der grüne Jäger.

1.

Eine Dirn erwartete einmal ihren Geliebten, wie sie mit ihm verabredet hatte, auf der Schwazer Brücke.

Er hatte versprochen, mit ihr zum „Stern" zu gehen, wo es heute gar lustig hergieng und die Musikanten fröhliche Weisen zum Tanze aufspielten. Lange Zeit wartete das Mädchen vergebens, da kam ein ihr unbekannter, bildhübscher Jägerbursche des Weges und fragte dasselbe, ob er es vielleicht zum Tanze führen dürfe. Die Dirne sagte freudig zu, da sie dachte, ihr Liebhaber komme doch nicht mehr.

Auf dem Wege zum Wirtshaus begegnete ihnen ein Kapuziner. Dieser winkte dem Mädchen auf die Seite und warnte es eindringlich vor ihrem Begleiter, denn der Mönch hatte gleich erkannt, dass der hübsche Jäger der Teufel war. Als sich die Dirne nach dem Burschen umsehen wollte, war er verschwunden und hatte einen abscheulichen Schwefelgestank hinterlassen.

2.

In einem Dorfe des Unterinnthals war ein Bursche mit seinem Dirndl an einem Sonntagnachmittag zu streiten gekommen und führte es deshalb abends nicht zum Tanze. Traurig schaute es nun aus seinem Kammerfensterl auf die Straße hinunter, ob nicht vielleicht ein anderer käme, es abzuholen. Als schon die Nacht hereingebrochen war, sah das Mädchen einen schmucken Jäger daherkommen. Dieser schaute zu ihm hinauf und rief: „Nannele, bist a no z'Haus? geahst heit nit zur Musig?" „I gang woll, wenn uar kam und wenn's a d'r Schelche selber war", lautete die Antwort, und der grüne Jäger forderte nun erfreut das Dirndl auf, mit ihm zu gehen.

Flugs begaben sich beide auf den Tanzboden. Hier zeigte sich, dass der Nimrod das Schuhplatteln wie kein zweiter los hatte, und seine lustigen Sprünge wurden von allen bewundert. Dabei schien er außerordentlich gut bei Cassa zu sein, denn er legte den Spielleuten einen Thaler nach dem andern für „Extrige“ auf den Tisch. Bald wollte ihnen aber dieses Geld nicht mehr recht taugen und plötzlich bemerkten sie auch, dass er Geißfüße hatte.

Jetzt zeigte sich der flotte Tänzer in seiner wahren Gestalt, und alles stürmte zur Thüre hinaus. Das arme Dirndl aber konnte weder der Herr Pfarrer, noch Vater oder Mutter dem Teufel entreißen, nur das „Tafgotl“ vermochte es aus seiner Gewalt zu befreien.

---

81. Die unheimliche Begleiterin.

Beim „Wallischen“ in Zell tanzte man anlässlich einer Hochzeit bis lange nach Mitternacht. Einer der Geladenen aber musste, wenn auch ungern, viel früher aufbrechen, da er weit am Rohrberg oben wohnte. Als er auf die Straße hinaustrat, kam eine schwarzgekleidete Weibsperson auf ihn zu und wich keinen Schritt mehr von seiner Seite. Wie sie jedoch beim Friedhof anlangten, welchen der Bauer auf seinem Wege passieren musste, kehrte die Gestalt um, da sie offenbar den Gottesacker nicht betreten wollte. Nun glaubte der Bauer, die unheimliche Begleiterin loszuhaben und beflügelte seine Schritte, damit sie ihn gewiss nicht mehr einhole. Als

er aber den Ausgang des Friedhofes erreicht hatte, sah er mit Schaudern, dass sie trotz des großen Umweges, den sie gemacht haben musste, schon auf ihn wartete. Er war nun gezwungen, mit dieser Begleitung durch den sogenannten Rosengarten zu gehen, wobei ihn die Gestalt beständig ins Feld hineinzudrängen versuchte, so dass er sich nur mit Mühe auf dem Wege behaupten konnte. Herzlich froh war er daher, als die schwarze Kuntin endlich bei der Brücke über den Mühlcanal zurückblieb, denn so was hatte er bis er noch nie erlebt.

---

82. Die weiße Frau in der Dornauklamm.

Nicht weit von Mairhofen bildet der Zemmgrund eine großartige Schlucht, wie sie wohl nicht leicht ein Thal aufzuweisen hat; am rechten Ufer des Baches erheben sich himmelhohe Felswände, während sich am linken ein mit Steinblöcken wie übersäter Hochwald vom Grünberg herabsenkt. In der Tiefe aber stürzt sich der Zemmbach über die seinen Lauf hemmenden Felstrümmer und erfüllt die Klamm mit betäubendem Getöse.

Bei Nacht ist der Weg durch diese Schlucht schon wegen des Teufelsspukes nicht geheuer und die Zillerthaler wissen davon mehr als ein Liedchen zu singen.

An einem Novemberabende saßen im Gasthaus zum „Stern" in Mairhofen einige Zecher. Da es schon spät geworden war, erklärte einer von ihnen, er müsse noch heute nach Seperlehen (einem Gehöfte im Zemmgrund) gehen. Es fehlte nicht an Vorstellungen, dass ihm zu

dieser späten Stunde etwas zustoßen könnte. Allein der Betreffende erklärte, er müsse gehen und wenn auf jedem Stein Einer hockte. Sprach's und gieng. Kaum hatte er aber das Lindthal hinter sich, als durch den Wald herunter eine wunderschöne, weiß gekleidete Frau kam und ohne ein Wort zu sprechen, sich ihm zugesellte. Die linke Hand legte sie auf seine Schulter und war sichtlich bemüht, den Erschrockenen vom Wege ab, in den tosenden Zemmbach hinunterzudrängen. Doch der Mann hielt tapfer Stand. Als er endlich den Karlsteg erreicht hatte, blieb die geheimnisvolle Frau zurück. Der Bauer aber rannte nach seinem Anwesen Seperlehen und wie er dort ankam, hieng ihm an jedem Haar ein Schweißtropfen.

Ein anderesmal giengen zwei Burschen jenen Weg Ginzling zu. Eine kurze Strecke hinter dem Karlsteg beobachteten sie bei etwas Mondschein eine schlanke, in weiße Gewänder gehüllte Frauengestalt, die in einiger Entfernung vor ihnen hergieng und zwar immer in gleichem Abstand, ob sie ihr schneller oder langsamer folgten. Da regte sich die Neugierde der Burschen derart, dass sie durch schnelles Laufen die Frau zu erreichen suchten. So kamen sie bis zur Mühle in der Nähe der Aste Saustein. Dort schlüpfte die Gestalt hinein und die Burschen sprangen ihr nach. Als aber der eine die Frau im Dunkeln erfasst hatte, schrie er entsetzt:

„Nar z'rügg'n, nar z'rügg'n,
Se hot an höhl'n Rügg'n!"

Nun wussten sie, mit wem sie es zu thun hatten, und suchten eiligst das Weite.

83. Die drei Unfugstifter.

Im Pusterthal waren einmal drei recht liederliche Bauernbursche, denen nächtliche Spectakel und Bubenstreiche zur Lebensaufgabe geworden zu sein schienen. Sie waren der Schrecken des ganzen Dorfes, und wo es einen Unfug anzurichten galt, waren sie gewiss bei der Hand.

Einst kehrten die drei in stark angeheiterter Stimmung gegen Mitternacht von einem benachbarten Dorfe in ihren Heimatsort zurück. Einer aber konnte den beiden andern nicht mehr recht folgen und blieb nach und nach ein gutes Stück weit hinter ihnen zurück. Da erblickten die zwei Vorausgehenden drei Pferde auf der Wiese und dachten sich gleich, diese Reitgelegenheit dürfe man nicht unbenützt lassen. Dennoch kamen ihnen die Gäule etwas verdächtig vor. Behutsam näherten sie sich ihnen und befühlten dieselben, ob sie wohl auch Rippen hätten. Doch o Graus! der Rücken war hohl und sie zogen es vor, sich schnell aus deren unheilvoller Nähe zu entfernen und den Weg zu Fuß fortzusetzen. Der Nachzügler aber schwang sich ohne viel zu überlegen auf das nächste Ross. Dieses rannte jedoch wie der losgelassene Satan mit ihm durch Wiesen und Felder, und helles Feuer sprühte aus seinen Nüstern. Der Bursche hielt sich nun für verloren, betete aber doch wieder einmal recht inständig zur Mutter Gottes. Da warf ihn das Pferd ab, gerade in einen Dornstrauch hinein, aus dem er sich nur langsam und ganz zerkrazt herausarbeiten konnte.

Eines Abends saßen die Kumpane in einer Wirtsstube beisammen und führten selbstverständlich nicht die saubersten Reden, als sie plötzlich etwas vom Estrich über die Stiegen herabkollern hörten. Verwundert sprangen sie von ihren Sitzen auf, da rollte auch schon ein kohlschwarzes „Panzl" von der Gestalt eines Eies zur Thüre herein und fuhr auf dem Stubenboden, den Bänken und Tischen wie wüthend herum. Eiligst flüchteten sich die drei Zecher auf den Ofen. Von dort aus konnten sie dem Treiben des Spukes ruhig zusehen. Der Pfiffigste aber langte mit einem Stecken ins Weihwasser und bespritzte das schwarze Fässchen damit. Das konnte es nicht lange ertragen und retirierte wieder zur Thüre hinaus.

---

84. Die Affen.

In Hötting bemerkten einmal mehrere „Moschgerar", die sich noch spät nachts auf der Straße herumtrieben, dass zwei Affen in possierlichen Sprüngen neben ihnen herliefen, konnten sich aber nicht erklären, woher sie gekommen waren. Die Thiere folgten ihnen sogar in die Wirtshäuser nach und setzten zur allgemeinen Belustigung über Tische und Bänke hinweg. Als aber die Masken in ein Gasthaus zu recht frommen Wirtsleuten gekommen waren, merkten diese sofort, dass es mit den Affen eine schlimme Bewandtnis hatte und theilten ihre Besorgnis den Burschen mit. Denselben waren ihre steten Begleiter schon längst etwas unheimlich vorgekommen. Jetzt wollte man sie vertreiben doch

alle Versuche misslangen. Da kniete man mitten in der Stube zusammen und fieng an, laut einen Rosenkranz zu beten. Kaum hatte man die ersten Worte gesprochen, als die zwei Affen schleunig das Weite suchten.

---

85. Der Alber.

Als einst die Leute in Völs zur Maiandacht giengen, sahen sie einen riesigen, feurigen Drachen vom Höchenberg herunterfahren. Wie der Blitz schoss er dann über das Kirchendach hinweg, dem „rothen Thal“ zu. Dabei wurde es für einen Augenblick so hell, dass man Kreuzer auf dem Boden hätte zählen können.

Man nennt diesen teuflischen Höllendrachen den Alber, und sein Erscheinen bedeutet nichts Gutes.

---

86. Die Teufelsmühle.

1.

Ein Bauer hätte sich gerne auf dem Mittelgebirge bei Aldrans eine Mühle gebaut. Da es ihm aber am nöthigen Gelde fehlte, probierte er, ob sich vielleicht mit dem Teufel ein Geschäftchen machen ließe. Dieser war gerne bereit, dem Manne die Mühle herzustellen, wenn er ihm nach einigen Jahren seine Seele überlasse. Doch der Bauer machte auch seine Bedingungen; sie müsse nämlich in einer einzigen Nacht erbaut werden, und alles

fix und fertig sein, wenn der erste Hahnenschrei ertöne. Obwohl dies ein hübsches Stück Arbeit war, nahm es doch der Teufel willig auf sich und gieng gleich in der nächsten Nacht ans Werk. Gegen drei Uhr morgens war schon die ganze Mühle ausgebaut und eingerichtet, nur ein Mühlstein lag noch im Thale unten. Diesen musste er noch schleunig heraufbefördern, denn die Minuten waren gezählt. Wie er ihn nun mit unsäglicher Mühe auf die Höhe gebracht hatte, bezeichnete ein fernes „Kikeriki" das Ende des Termins. Der Bauer gab jetzt dem Mühlstein einen Stoß, dass er in mächtigen Sätzen zu Thal kollerte. Der Teufel aber rannte ihm in tollen Sprüngen nach und wurde vom Bauer noch tüchtig ausgelacht. Unten aber zerschlug der Böse den Stein in seiner Wuth zu tausend Stücklein.

Die Mühle steht jetzt noch zwischen Aldrans und Rinn in lieblicher Waldeinsamkeit. Sie zeigt das Bildnis des so oft geprellten Teufels, und man nennt sie die Teufelsmühle.

2.

Ein Müller von dieser Teufelsmühle hatte sich einst schwer versündigt. Da kam der Satan in Gestalt eines Bauern zu ihm, brachte demselben einen halben Staar Roggen und erklärte, wenn er aus diesem nicht binnen drei Tagen einen ganzen machen könne, so gehöre er mit Leib und Seele der Hölle. Wunder wirken konnte natürlich der Müller nicht und er befand sich nun in großer Herzensangst. Da kam ihm noch rechtzeitig ein rettender Gedanke. Er schrieb an das Mutter-

gottesbildstöcklein bei der Wegscheide in der Nähe des Stockeranwesens die Worte:

„Hier dürft ihr nicht geh'n, dort müsst ihr geh'n,
Nein, dort dürft ihr nicht geh'n, hier müsst ihr geh'n!"

Wie nun der Teufel am bestimmten Tage auf dem Wege zur Mühle zu diesem Bildstöckl kam und jene Worte las, kannte er sich wirklich nicht mehr aus, welchen Weg er denn eigentlich einschlagen sollte und musste der Macht des Muttergottesbildes weichen.

---

87. Der Teufelssteg.

Zwischen Finkenberg und dem malerisch gelegenen Dornauhofe zieht sich eine schauerliche Schlucht hin, in deren Tiefe der schäumende Duxbach tost. Beide Ufer desselben verbindet der sogenannte Teufelssteg, über dessen Erbauung man sich folgende Sage erzählt:

Vor alter Zeit riethen die Bauern von Finkenberg lange hin und her, wie sie etwa über diese schreckliche Schlucht einen Steg bauen könnten. Nach vielem vergeblichen Kopfzerbrechen beschlossen sie endlich, durch den Teufel die Brücke herstellen zu lassen. Dieser aber machte die Bedingung, dass die erste Seele, welche sie betrete, ihm gehören müsse. Darauf giengen die Bauern ein und der Teufel baute den Steg. Als er damit fertig war, wartete er mitten auf der Brücke auf seine Beute. Da jagten die schlauen Finkenberger eine Geiß hinüber. Wüthend packte sie der Teufel

und fuhr mit ihr, ausgelacht von allen, die es sahen, zur Hölle*).

Wie ein Bursche den Teufel los ward.

Ein Ginzlinger Bauernbursche gieng einst nach Finkenberg zu seinem Dirndl „auf den Heimgarten. Wie er den Karlsteg hinter sich hatte, begann es bereits zu dämmern. Da gesellte sich ihm ein Jäger zu, der dem Burschen sofort verdächtig vorkam. Der Unheimliche gieng auf der Bergseite und hätte dem Buben nur einen Stoß zu geben gebraucht, um ihn über den Abhang hinunterzuwerfen. Schweigend giengen sie ein Stück weit miteinander. Der Bursche überlegte indessen, wie er sich den Zweihörndler, denn als solchen hatte er ihn schon erkannt, wohl am besten vom Halse schaffen könnte. Plötzlich fragte ihn der Jäger etwas. Der Bauernbub aber entgegnete:

„Der Tag g'hört mein,
Die Nacht g'hört dein,
Die Stund' g'hört uns mit'nonder
Und so scheid' uns Gott vunonder!"

Auf das hin schoſs der Satan fuchsteufelswild den Berg hinunter.

---

89. Der schlafende Teufel.

In einer mondhellen Winternacht kamen einst mehrere etwas angeheiterte Bauernburschen von Finken-

---

*) Vgl. Vonbun-Sander, die Sagen Vorarlbergs, S. 145.

berg herunter nach Burgstall. Wie sie den Einzelhof Kohlstatt erreichten, sahen sie den Teufel mit gesenktem Kopfe auf dem Geländer des Söllers sitzen. Er hatte ihnen den Rücken zugekehrt und sein Schweif hieng lang herunter. Aus dem lauten Schnarchen des „Gabach'n" schlossen die Burschen, dass er eingeschlafen sei. Sofort begannen sie, ihn mit tüchtigen Schneeballen zu tractieren. Dabei neigte der Teufel seinen Kopf je nachdem das rechte oder linke Ohr getroffen wurde, schlaftrunken hin und her, kurz, er war lange nicht aufzuwecken. Endlich aber fuhr er doch aus seinen süßen Träumen empor und schrie, als er die Ruhestörer gewahrte: „Boatet's nar (wartet nur), es Saulet'r i wear enk aft schun einkent'n (einheizen)!"

90. Der Teufelsstein.

In der „wilden Krimml" liegt ein mächtiger Steinblock, an dem man deutlich die Spuren von Teufelsklauen und einem Kopfeindrucke sieht. Diesen Koloss hatte der Teufel auf dem Kopfe tragend und ihn mit beiden Händen haltend weiß Gott wie weit hergeschleppt, um ihn durch den „langen Grund" hinüber auf das Salvekirchlein zu schleudern. Er hätte mit seiner Bürde nur noch den Thorhelm ersteigen müssen, was ihn sicherlich nur wenige Minuten in Anspruch genommen hätte, und es wäre dann, da man von dort aus die hohe Salve erblickt, um die Kapelle auf ihrem Gipfel geschehen gewesen. Nun läuteten aber die Glöcklein etwas früher als sonst das

Ave-Maria, und der Teufel hatte jetzt über das Kirchlein keine Macht mehr. Wüthend warf er den Steinblock zu Boden und musste unverrichteter Sache abfahren.

---

91. „Helf Gott!“

Im Pusterthale lebte einmal ein sehr unredlicher Bauer, der die Wörtchen „mein und dein“ nicht ungern zu seinen Gunsten verwechselte. In dieser Absicht machte er sich einst auf den Weg zu einem Bauern bei Welsberg, von dem er wusste, dass er schöne Ochsen im Stalle hatte. Er schnüffelte lange im Abenddunkel um das Haus herum, fand aber keine passende Gelegenheit, ungesehen in den Stall zu kommen. Da trat ein kleines Manndl zu ihm und ließ sich mit demselben in ein Gespräch ein. Da der Bauer sofort wusste, dass er den Teufel vor sich habe, offenbarte er ihm seinen Plan. Das Manndl versprach dem Bauer, beim Diebstahl behilflich zu sein, wenn er ihm vorerst einen Gefallen erweise. Der Spitzbube war damit einverstanden. Nun erklärte ihm der Teufel, er habe es auf die zweitälteste Tochter des Bauern, der eben bestohlen werden sollte, abgesehen. Er solle mit ihm um eine Nachtherberge bitten, und wenn das Dirndl, während sie in der Stube seien, niese, so dürfe er beileibe nicht „helf Gott“ sagen, denn sonst entrinne ihm die Beute. Gesagt, gethan; die beiden giengen in das Haus und wurden freundlich aufgenommen. Beim Nachtessen fieng wirklich das Mädchen zu niesen an. Als es zum drittenmal nieste und der

Teufel schon seine Krallen nach dem Dirndl ausstreckte, konnte sich der Bauer nicht mehr enthalten, der Bedrohten ein kräftiges „helf Gott!“ zuzurufen. Jetzt schrie der Teufel entrüstet: „Ochsendieb, Ochsendieb!“ und schoss zum Fenster hinaus. Das Dirndl aber war gerettet und besserte sich.

---

92. Die „Tanzb'sess'nen“.

Im Zillerthale war es früher gebräuchlich, häufig im Freien zu tanzen. Nun nahte sich einmal einem solchen Tanzplatz ein Priester, der auf einem Versehgange begriffen war. Ein alter Mann, welcher unter den Zuschauern war, ermahnte die Tanzenden, ein wenig aufzuhören, bis der Geistliche vorbei wäre. Allein sie schenkten seinen Worten kein Gehör und tanzten und plattelten weiter. Da dieselben aber in solcher Weise ihrem Uebermuth die Zügel schießen ließen, bekam der Teufel Macht über sie, und jetzt mussten die Frevler immer zutanzen, bis sie ohnmächtig zu Boden fielen; mit einem Wort, sie wurden „tanzb'sess'n“. So oft sie eine Musik hörten, fiengen sie unwillkürlich zu hüpfen und tanzen an und konnten nicht früher innehalten, als bis sie vor Erschöpfung umsanken. Endlich thaten sie das Gelübde, dass sie selbst, Kinder und Kindeskinder in ihrem Leben nie mehr tanzen wollten, wenn Gott diese harte Strafe ihnen erlassen möchte. Der Allgütige erhörte sie, und mit sehr wenigen Ausnahmen hielten

sie auch getreulich ihr Verlöbnis. Wenn sich aber jemand dagegen versündigte, fiel er in den alten Zustand zurück.

Einst brachte man solche, es waren ein Mann und zwei Frauenspersonen zum hochw. Herrn Curaten von Gschnitz, damit er den Teufel aus ihnen austreibe. Er ließ dieselben andern Tags in der Frühe an das Speisgitter knien, um dort die hl. Messe anzuhören. Während der Wandlung aber wandten sie sich um, lachten und schnitten gräuliche Grimassen. Nach dem Gottesdienste führte sie der Priester ins Presbyterium. Die andern Anwesenden forderte er auf, falls sie furchtsam seien, lieber gleich die Kirche zu verlassen. Nur wenige entfernten sich, die meisten standen vor Neugierde sogar auf die Kirchenstühle. Der Curat begann nun aus einem Buche zu lesen. Plötzlich rauschte es über den beiden Weibern, als ob eine Menge „Robb'n" (Raben) auffliegen würden. Beim Manne aber that es einen „Rofler" und aus seinem Leibe kroch eine ungeheure Schlange, die mit dem Kopfe nach allen Richtungen herumschlug und sich bis zur Kirchenthüre hinunterwälzte, wo sie beim Weihwasserbecken verschwand. Die drei Leute waren jetzt der Gewalt des Satans entrissen und kehrten froh in ihr Zillerthal zurück.

---

93. Die „g'frörten" Jäger.

Vor Jahren trieb ein Wildschütz auf dem Höttinger Berg sein Unwesen. Als er eines Abends wieder auf

die Höttinger Alpe kam und seine müden Glieder auf dem Heu ausstreckte, stürzte plötzlich ein Senner zu ihm herein und rief: „Die Jager kemmen!“ Der Wilderer aber entgegnete mit der größten Ruhe: „Loss se nar kemmen; i fürcht' mir nit!“ Als die Jäger den Wildschütz erblickten, meinten sie triumphierend: „Aha, hommer'n iatz, n'Recht'n!“ Er gab es ihnen auch zu und bat nur noch um die Erlaubnis, den Tabak aufschneiden und sein Pfeiflein stopfen zu dürfen. Sie erlaubten es ihm und lagerten sich um das Feuer. Da erhob sich der Wilderer und schritt zur Thüre hinaus. Die Jäger wollten ihn aufhalten, allein es konnte keiner mehr ein Glied bewegen, denn der Schlaue hatte die Zeit benützt, sie zu „g'frören“. Erst als er ganz in Sicherheit war, las er den Zauberspruch, mittels dessen er sich aus der Klemme geholfen hatte, wieder zurück, und die Jäger konnten sich wieder rühren. Hätte er vor Sonnenaufgang die Zauberformel nicht mehr zurückgelesen, wären alle „G'frörten“ gestorben*).

---

94. Der Schleifsteindieb.

Auf einem Markt in Innsbruck bot ein Händler Schleifsteine in einem Schubkarren feil. Da traf er einen Freund und gieng mit ihm auf kurze Zeit ins nächste Wirtshaus. Wie sie wieder zurückkehrten, waren

*) Vgl. Hauser, Sagen aus dem Paznaun und dessen Nachbarschaft, Nr. 23.

die Schleifsteine sammt dem Karren fort. Den Händler traf der Schaden sehr hart, da er Vater von vielen Kindern war und er begann laut zu jammern. Sein Begleiter aber sagte in begütigendem Tone: „Do thuat ma nit larmen; du wearst glei wieder zu dein Soch kemmen“, zog ein kleines Büchlein aus der Brusttasche hervor und begann darin schnell zu lesen. Bald rannte auch ein Mann schweißtriefend mit dem Schubkarren daher und stellte ihn wieder in dieselben „Matzlar“, in denen er früher gestanden hatte.

Mit dem gestohlenen Gut war der Dieb inzwischen schon bis hinter den Berg Isel gekommen und musste nun, als der Freund des Bestohlenen zu lesen begann, so schnell umkehren, dass die Schleifsteine bei der raschen Wendung des Karrens bald herausgeworfen worden wären. Auch musste er bei jedem Worte, das gelesen wurde einen Schritt machen und kam halb zu Tode geschunden auf dem Markte an.

Aus Mitleid bot ihm der Besitzer der Schleifsteine einen Schluck Schnaps an, allein der Dieb sagte ganz erschöpft: „Na, i mog koan“. Darauf ließen sie ihn seines Weges gehen; doch am andern Morgen war er eine Leiche.

---

95. Der Brugger.

Die Kunst, Diebe „bringen zu machen“ sowie zu „g'frör'n“, besaß auch ein Weißkünstler zu Hippach im Zillerthale, den man nur unter dem Namen „Brugger“

kannte. Er hatte sich, um seine Person stich- und schuss-fest zu machen, ein kleines Theilchen einer hl. Hostie, die er dem Priester während der Wandlung entwendet hatte, in eine Wunde an der Ferse einwachsen lassen und das Messer, mit dem er sich den Schnitt beigebracht, zwischen den Steinen unter dem Hippacher Stege ver-steckt. Nur mit jenem Messer konnte er sich die hl. Hostie wieder herausschneiden, denn jedes andere ritzte nun nicht einmal mehr die Haut an seinem Körper. Da trat aber der Ziller aus seinen Ufern, riss die Brücke weg, ver-heerte weithin die Felder und richtete auch in den Dörfern großen Schaden an. Jetzt war natürlich auch Bruggers Messer auf immer verloren.

Als der Weißkünstler einmal der Christmette in der Hippacher Kirche anwohnte, spürte er auf einmal einen Schmerz auf dem Rücken und bemerkte mit Schrecken, dass ihm die armen Seelen mit Steigeisen an den Füßen über den „Buggel“ stiegen. Der kalte Schweiß troff ihm von der Stirn und er getraute sich nicht zu rühren. Die letzte aber drückte ihm ein Kügelchen in die Hand. Nach dem Gottesdienste betrachtete er dasselbe zu Hause näher, fand aber nichts Auffälliges daran und hängte es, da er sonst mit ihm nichts anzufangen wusste, an einem Schnürchen seiner Katze um den Hals. Zu Bruggers größtem Erstaunen und Ärger schlüpfte nun das Vieh ungehindert durch alle Mauern und war, so sehr er sich auch bemühte, nicht mehr einzufangen.

Als Bruggers Vater gestorben war und auf dem Rechbrett lag, steckte ihm sein Sohn heimlich zwei Erbsen

in die Augen. Nachdem die Leiche beerdigt war, wuchsen jene zur großen Freude Bruggers rasch aus dem Grabe heraus. Doch gerade drei Tage früher, als er sie für seine Zwecke hätte verwenden können, mähte sie der Messner mit dem übrigen Grase auf dem Friedhofe ab.*)

Schlimm wäre es ihm bald ein anderesmal ergangen. Er schlich sich nämlich um elf Uhr nachts auf den Hippacher Friedhof, um einer kürzlich begrabenen Wöchnerin das Hemd auszuziehen und es mit dem seinigen zu vertauschen; denn das Tragen eines solchen verleiht übermenschliche Stärke. Er musste sich aber bei diesem Geschäfte sehr beeilen, da es ihm wohl bekannt war, dass Schlag zwölf Uhr die armen Seelen aus den Gräbern steigen, und man dann eine solche That theuer büßen müsste. Als Brugger das Grab wieder zuschaufelte, war es bereits sehr spät geworden und wie er das Kreuzchen auf den Grabhügel steckte, schlug die Thurmuhr die zwölfte Stunde. Nun wurde es plötzlich auf dem ganzen Friedhof lebendig und die armen Seelen stürzten von allen Seiten auf ihn zu. Da ihm das Friedhofspförtlein zu entfernt war, sprang Brugger rasch entschlossen über die Mauer, tief hinunter auf die Straße, und die Geister konnten ihm nur noch einen Fetzen aus seiner Lodenjoppe reißen. Aber o Schrecken! auch hier verfolgten sie ihn noch und zwar von allen am längsten sein eigener Vater, der aber auch beim nächsten Bächlein umkehren musste. Welche Wuth die armen Seelen auf Brugger hatten, zeigt der Umstand,

*) Vgl. Zingerle, Sagen aus Tirol, Nr. 791, 2.

dass man andern Tags jenen Fetzen zu tausend Stücklein zerrissen auf dem ganzen Gottesacker zerstreut fand*).

Als es mit Brugger zu Ende gieng, befahl er noch seiner Häuserin, alle seine Bücher und Fläschchen in den Ziller zu werfen, damit kein anderer nach seinem Tode die Kunststücke ausüben könnte. Das Weib packte die Sachen zusammen, warf aber nicht ein Stücklein davon ins Wasser. Auf die Frage Bruggers, wie denn der Ziller „gegangen“ sei, sagte sie: „Ganz wie gewöhnlich“. Daraus erkannte er, dass sie seinen Befehl nicht befolgt hatte, und gab ihr nochmals denselben Auftrag. Jetzt warf sie nur die Hälfte davon hinein und, von Brugger abermals zur Rede gestellt, erwiderte sie, das Wasser habe in allen Farben gespielt. Nun gab er ihr zum letztenmal den Befehl, endlich einmal zu gehorchen. Als die Häuserin alles hineingeworfen hatte, färbte sich das Wasser des Zillers blutroth. Einige Tage darauf starb Brugger mit den hl. Sterbsacramenten versehen.

Nach Jahren wurde Bruggers Grab geöffnet, um eine andere Leiche hineinzulegen, doch fand der Todtengräber zu seinem nicht geringen Erstaunen den Weißkünstler noch ganz wie er im Leben gewesen war, nur roth wie ein Lärchenstamm. Da sich nämlich die hl. Hostie immer noch in seiner Ferse befand, konnte die Leiche nicht einmal verwesen. Später legte man den Brugger in ein anderes Grab, hart an der Friedhofsmauer.

---

*) Vgl. Zingerle, Sagen aus Tirol, Nr. 767.

96. Die Hexen in der Höttingergasse.

Einst wollte ein Bauer aus Hötting mit einem Nachtzuge auf den Sterzinger Markt fahren. Als er durch die Höttingergasse der Innbrücke zuschritt, kamen ihm zwei ganz kleine „Netschlen" (Weiblein), jede mit einem grünen Regenschirm unter dem Arm, entgegen und fragten ihn: „Mannezl, megt's nit mit ins gien?" Da der Bauer sofort erkannte, dass die beiden Hexen waren, schwang er, im Bewusstsein, sich vor seinem Weggehen noch wohl besegnet zu haben, seinen Stecken drohend gegen sie und rief: „Schaut's dasst's weiter kemmt's, es L . . . . .!" Darauf gieng er seines Weges, ohne die Hexen weiter zu beachten.

Im Eisenbahncoupé traf er einige Bekannte und dies war sein Glück; denn in Sterzing angekommen, wusste er absolut nicht mehr, gehe er dem Städtchen zu oder in entgegengesetzter Richtung und musste nur immer blindlings hinter ihnen hergehen. Auf dem Markte konnte er natürlich in diesem verwirrten Zustande nichts machen. Mitleidig führten ihn deshalb seine Freunde auf den Bahnhof zurück, und der Bauer war herzlich froh, als er wieder in Innsbruck anlangte. Nach Hause aber fand er erst nach hundert Umwegen.

---

97. Die Hexe verhindert das Fensterln.

Ein Bauernbub aus Hötting wollte einmal zu seinem Dirndl nach einem „valetschen" Hofe fensterln

gehen. Da begegnete ihm ein kleines Weiblein, das ihm sogleich etwas verdächtig vorkam; doch dachte er sich, dieses würde er leicht bewältigen, falls es ihm etwas anhaben wollte. Kaum waren sie aber einander ganz nahe gekommen, als ihn das Weiblein erfasste und ihn in allen Hecken, Gräben und Stauden herumschleifte, bis er kein ganzes Fleckl mehr am Leibe hatte. Das merkte sich der Bursche und gieng sein Lebtag nie mehr fensterln.

---

98. Die Hexen auf der Höttinger Alm.

Dass die Begegnung mit Hexen, welche bekanntlich nach Betläuten Macht über den Menschen bekommen, manchmal von übeln Folgen begleitet sein kann, zeigt auch die folgende Sage:

Gegen Abend stieg ein Hausbesitzer von Hötting auf die Höttinger Alpe. Da bemerkte derselbe, als er schon fast ganz oben war, zwei Weibsbilder vor sich hergehen. Bald aber schlugen sie, anscheinend um ihm auszuweichen, einen Seitenweg ein. Der Mann dachte sich: „I mecht iatz decht wiss'n, wear de sein", betrat den gleichen Weg und begann, da sie zu laufen anfiengen, aus Leibeskräften ihnen nachzurennen. Dennoch blieben sie immer in derselben Entfernung. Hoffend, er hole die beiden doch noch ein, lief er wie rasend durch Dick und Dünn, bergauf, bergab, bis er nichts mehr um sich wusste.

Als er am andern Morgen erwachte, befand er sich zu seinem größten Erstaunen auf der Ambrückler-

alpe. Wie er hieher gekommen war, konnte er sich selbst nicht erklären. Seitdem litt er aber an heftigem Zittern der Hände.

---

99. Der „Worglar“.

Bei hellem Mondenschein wollte einst ein Völser spät abends von Innsbruck nach Hause gehen. Wie er nicht mehr weit von seinem Heimatsörtchen entfernt war, sah er auf einmal einen „Worglar“ vor sich hergleiten und konnte nun mit dem besten Willen nicht mehr den geraden Weg weiter verfolgen, sondern war bald im Wald drinnen, dann wieder beim Inn unten, kurz, er hatte die Herrschaft über sich selbst verloren und musste nur immer dem verwünschten Ballen nachlaufen. Erst als nach einigen Stunden das Aveläuten ertönte, war der Hexenspuk verschwunden. Abgehetzt und todmüde konnte jetzt endlich der Gefoppte sein Heim erreichen.

---

100. Der „verführte“ Bauer.

Im Gasthaus zur „Schupfen“ an der Brennerstraße kehrte eines Abends ein Bauer aus Axams, der den Sterzinger Markt besuchen wollte, ein, um dort zu übernachten. Als er das Nachtmahl eingenommen hatte, ersuchte er die Kellnerin, ihm sein Zimmer zu zeigen und gieng noch schnell auf die Seite. Jene wartete mit dem Licht in der Hand im Gange draußen. Da aber

der Gast gar zu lange ausblieb, sagte sie es dem Wirte. Dieser suchte ihn im ganzen Hause, jedoch vergebens. Der Bauer war nämlich unter die Hexen gerathen und erwachte am andern Morgen auf der Saile oben. In einiger Entfernung von ihm standen zwei Weibsbilder, die miteinander eifrig sprachen. Als er sich nach ihnen umsah, fuhren sie wie der Wind den Berg hinunter.

---

101. Der eingebrannte Hausschlüssel.

Beim Tenglbauer in Mieders gaben einst alle sechs Kühe nur mehr ein Fraggele Milch. Als alle Mittel, die man an denselben anwandte, erfolglos blieben, gieng der Bauer zu einem Viehdoctor nach Hall.

Dieser wurde früher einmal zu einer schwerkranken Hexe gerufen, welche ihm versprach, falls er sie heile, alle Kunstgriffe, mit denen man Hexereien unschädlich machen könne, anzugeben. Nachdem sie auch durch seine Hilfe glücklich wieder genesen war, musste sie Wort halten, und der Thierarzt war seitdem sehr gesucht. Der gab nun dem Bauern den Rath, das bisschen Milch, welches die Kühe zuletzt gegeben hatten, in ein Pfännlein zu schütten, den Hausschlüssel darein zu legen und dasselbe dann über das Feuer zu setzen. Hierauf sollte er mit seinem Weibe in die Kirche gehen, die Kinder aber zuvor noch gut segnen und sie allein in der Küche zurücklassen, mit dem Auftrag, tüchtig nachzuschüren und niemanden hereinzulassen, geschweige denn, jemandem etwas zu leihen.

Der Bauer that alles genau, was ihm der Viehdoctor gerathen hatte und gieng, nachdem die Kinder Thüre und Fenster der Küche von innen sorgfältig verschlossen hatten, mit seiner Ehehälfte zum Gottesdienst. Das Fraggele Milch war bald eingesotten, wobei es sich blutroth färbte. Bald begann der Hausschlüssel zu glühen. Jetzt hörten die Kinder im Kamin oben einen Lärm, als ob man alle „Mog'nstessar"*) der ganzen Gemeinde darin herumschlagen würde. Allein sie fürchteten sich nicht im geringsten und legten immer fleißig Holz zu. Als die Eltern von der Kirche zurückgekehrt waren und am Fenster klopften, machten sie ihnen freudig auf und erzählten denselben, was sich in ihrer Abwesenheit zugetragen hatte. Da kam die Nachbarin hereingelaufen und bat dringend um eine Salbe, denn sie habe am Arme schreckliche Schmerzen. Der Bäurin stieg gleich ein Argwohn auf, sie streifte der Nachbarin einen Ärmel zurück und sah das Brandmal von dem glühenden Hausschlüssel auf der Haut. Nun wusste man, wer alle sechs Kühe gemolken hatte.

---

102. Die erschlagene Hexe.

Auf einem Bauernhofe in Natters hängte eine Hexe manchmal zwei Kühe in eine Kette und verursachte oft das ärgste Geplärr und „G'steaß" im Stalle. Um der Sache einmal abzuhelfen, gieng der Bauer zu

*) Mohnstößel.

einem Geistlichen und trug ihm sein Anliegen vor. Dieser sagte ihm, er brauche nur einen Baumast den Kühen tüchtig um die Stutzen zu hauen, aber ja nicht auf den Kopf; denn das Vieh merke zwar nichts, wohl aber jemand anderer. Der Bauer brach sich darauf einen starken Ast und gieng in den Stall, wo er eine Kuh nach der andern durchprügelte. Da aber die letzte ausschlug und ihn stechen wollte, versetzte ihr der Bauer in seinem Zorne einen Streich auf den Kopf. Im selben Augenblick lag seine Nachbarin todt neben der Kuh. Entsetzt über seine That stürzte er hinaus und rief das Gesinde zusammen, welches dann die todte Hexe ins Nachbarhaus trug. Der Bauer hatte von jener Zeit an keine frohe Stunde mehr. Er starb eines frühen Todes.

103. Hexen in Katzengestalt.

1.

Ein Völser Bauer hatte in seinem Garten „Arbas'n" (Erbsen) gepflanzt. Als sie reif wurden, machte er die Entdeckung, dass viele davon abgebrockt waren. Er ärgerte sich darüber nicht wenig und nahm sich vor, dem Diebe aufzupassen. Schon in der nächsten Nacht bemerkte er, dass eine schwarze Katze heranschlich und die Erbsen abfraß. „Dieses Vieh werde ich schon noch kriegen", dachte sich der Bauer. Für die nächste Nacht lud er sein Gewehr, und als die Katze wiederkam, feuerte er dasselbe auf sie ab. Nun war das Thier wie vom Erd-

boden verschwunden. Andern Tags in der Frühe läutete das Sterbglöcklein; es galt einer Bäurin, die während der Nacht von unbekannter Hand erschossen worden war.

2.

An einem Samstag kehrte in Völs ein Bauernbursche noch spät abends vom Heimgarten nach Hause zurück. Am Gehen sprang ihm aber beständig eine schwarze Katze zwischen die Füße. Da sie sich mit einigen Fußtritten nicht vertreiben ließ, riss der Bursche eine Latte vom nächsten Zaune weg, holte aus und traf das Thier auf den Kopf. Nun lief es jämmerlich schreiend davon und belästigte ihn nicht weiter.

Am Sonntag früh sah er beim Kirchgang ein altes Weiblein mit ganz verbundenem Kopfe und rief ihr vor allen Leuten zu: „Ha, springst m'r du no amol zwisch'n de Fieß eihn? i moan, du geist iatz Ruah!“ Die erkannte Hexe machte sofort kehrt und gieng an jenem Sonntag nicht einmal mehr zum Gottesdienst.

3.

Im Dorfe Reith bei Zirl lag einst eine Bäurin krank darnieder. Sie hatte zu ihrer Bedienung eine Wärterin, die ihr auch kochte. Wenn nun dieselbe die Speisen zubereitete, saß immer eine große, kohlschwarze Katze auf dem Herde. Das Thier schien neugierig alle ihre Bewegungen zu beobachten und streckte manchmal den Hals, um in die Pfanne hineinsehen zu können. So oft die Frau das Vieh auch wegjagte, es kam doch zu ihrem größten Verdrusse immer wieder. Als sie ein-

mal eine Pfanne voll heißen Schmalzes auf dem Dreifuß über dem Feuer hatte, und die Katze schon wieder auf dem Herde hockte, goss sie zornig den ganzen Inhalt der Pfanne dem lästigen Thier auf die Vorderfüße. Dieses sprang jetzt vom Herde und lief kläglich miauend zur Thüre hinaus. Nachdem die Speisen gar gekocht waren, trug sie dieselben zur Kranken hinein. Die Bäurin wollte aber nicht essen und hatte auch die Arme beständig unter der Bettdecke. Da jedoch das Weib nicht nachließ zu bitten, sie solle die Speisen doch nicht kalt werden lassen, zog sie endlich die Hände hervor und siehe da! sie waren ganz mit Brandwunden bedeckt. Nun wusste die Wärterin, dass die Bäurin eine Hexe war.

---

104. Die Hexe in Gleis.

Eine gefürchtete Hexe war auch im Weiler Gleis oberhalb Schönberg. Als eine Verwandte zu ihr gestorben war und für die Dahingeschiedene eine hl. Messe gelesen wurde, verdross es die Hexe, dass sie von aller Arbeit weglaufen musste und sie sagte unmuthig zu ihrer Dirn: „Heit muess i Kirch'n gien und war z'schleg'ln" *). Das Mädchen meinte: „Jo's Schleg'ln kun i schun a;" worauf ihm die Hexe ausdrücklich befahl, einen „Bättn'grol", bevor es die Arbeit beginne, ins Butterfass zu geben. Nachdem die Bäurin fort war, richtete die Dirn alles zum Schlegeln her, nahm zuletzt noch den Rosenkranz

*) Butter machen.

vom Fenster und wollte eine Perle von der Schnur herauslösen. Da sie aber die längste Zeit an dem Knöpfchen vergebens herummachen musste, brach ihr endlich die Geduld und sie warf den ganzen Rosenkranz ins Butterfass. Als sie dann umzudrehen begann, hörte sie drinnen ein lautes Rollen und Tosen, so dass sie fürchtete, es schlage am Ende noch die „Taufen“ heraus. Je länger sie umtrieb, desto schwerer gieng's; keuchend vor Anstrengung ließ sie nach einiger Zeit die Arbeit mit den Worten stehen: „Z'dertreib'n is nimmar!“ Nun kam die Hexe nach Hause, merkte, dass die Magd den ganzen Rosenkranz hineingeworfen hatte und sagte: „Jatz hommer holt vu d'r gonz'n G'moand 's Schmolz, sischt hat'n mir's krod vun oan Bauer“.

In einem Stalle desselben Weilers wollten sich eines Morgens die Kühe nicht erheben und waren auch trotz vieler Mühe nicht auf die Füße zu stellen. Da war gewiss wieder einmal eine verfluchte Hexerei im Spiele. Entrüstet lief der Bauer zu einem Geistlichen, um sich bei ihm Raths zu erholen. Der Priester gab ihm das Mittel an, mit einem eingeweichten Haselstecken den Kühen so lange die „Stutzen“ durchzuhauen, bis sie aufstünden. Dies merkte sich der Bauer und wanderte froh nach Gleis zurück. Einen Haselstecken hatte er schon bei sich, er brauchte ihn nur noch einzuweichen. Dann gieng er in den Stall und hieb ihn der der Thüre zunächst befindlichen Kuh aus Leibeskräften um die Hinterfüße. Lange pressierte es ihr nicht aufzustehen, aber sie musste sich schließlich doch dazu bequemen. Bei der nächsten und jeder folgenden gieng's schon leichter,

und die letzte Kuh erhob sich bereits nach dem ersten Streiche. Jetzt lag die schon oben erwähnte Bäurin krank im Bette und verbarg die Arme sorgfältig unter der Decke, denn sie waren ganz blau gegerbt. Anstatt des Viehs, das von den Prügel nichts merkte, schlug man sie selbst, welche die Kühe verhext hatte.

---

105. Die verhexten Kühe.

Auf dem Edenhof außerhalb Natters wurden plötzlich alle Kühe krank, und man schickte schleunig nach dem nächsten Viehdoctor. Dieser machte sich nach Betläuten auf den Weg. Als er schon ein gutes Stück weit gegangen war, begegneten ihm drei Weibspersonen mit weißen Schürzen und weißen Kopftüchern, welch' letztere sie tief ins Gesicht heruntergezogen hatten. Sie zischelten sehr lebhaft miteinander und hielten dabei den Kopf gesenkt, dass er ihnen nicht ins Antlitz sehen könne. Als sie an ihm vorbeikamen, verstand er nur die leise gesprochenen Worte: „Dear thuat ins nicht, der thuat ins nicht". Der Quacksalber dachte sich: „Ah aso, sein de Leit um die Wege", und beschleunigte seine Schritte, um schneller an Ort und Stelle zu sein. Im Edenhof angelangt, erkundigte er sich sofort, wie es um das Vieh stehe und erhielt zur Antwort: „Der gonze Stol ist kronk". Darauf verfügte er sich mit den Bauersleuten in den Stall, sah jedoch, dass nur eine Kuh wirklich krank war und gab ihr etwas ein. Den übrigen, sagte

er, könne er nicht helfen, man müsse den Stall aus- segnen lassen. Andern Tags kam auf die Bitte des Bauern ein Kapuziner von Innsbruck herauf. Derselbe erkannte sogleich, dass die „übeln Leute“ über das Vieh gekommen waren, benedictierte den Stall aus, und alles Hexenwerk war „hin und oh“.

---

106. Die Hexe als Reh.

Auf einer Waldlichtung oberhalb der „broat'n Ries'n“ bei Arams sah einst ein Jäger ein Reh liegen. Sofort legte er an, um es niederzuschießen. Da hob dasselbe bittend die Vorderfüße auf, während ihm die hellen Thränen aus den Augen rannen. Jetzt merkte der Jäger, dass es hier nicht mit rechten Dingen zugehe und gieng seines Weges, ohne dem Thiere etwas zu Leide zu thun.

Nach einigen Monaten kam er auf den Markt nach Imst und kehrte dort in einem Wirtshause ein. Hier wurde ihm zu seinem größten Erstaunen ein reichliches Mahl vorgesetzt, wobei die Kellnerin versicherte, sie selbst werde alles bezahlen. Als er sich dankend wieder ent- fernen wollte, fragte ihn die Kellnerin, ob er sie denn nicht mehr kenne. Da es der Jäger verneinte, erzählte sie ihm, dass sie früher eine Hexe gewesen und auf einer ihrer Fahrten im Walde bei Arams vom Bet- läuten überrascht worden sei. Deshalb habe sie sich müssen als Reh „stellen“. Wenn er sie damals er- schossen hätte, so wäre es um ihre Seele geschehen ge-

wesen. Nun habe sie sich aber von jener Stunde an gebessert und dem Teufel abgeschworen*).

107. Die Ohrringe der Wetterhexe.

Auf der Straße von Telfes nach Fulpmes im Stubaithal trieb ein Senner, von der Alpe kommend, Kühe vor sich her. Da sah er auf dem Boden einen goldenen Ohrring mit rothem „Klachele" liegen. Er hob denselben erfreut auf und steckte ihn zu sich. Gleich darauf erblickte er auch den andern, musste aber schleunig eine Kuh etwas zur Seite treiben, damit sie denselben nicht zertrete. Kaum hatte er ihn in die Tasche geschoben, als plötzlich bei heiterem Himmel ein fürchterliches Donnerwetter losbrach und rasender Sturmwind sich erhob, so dass der Senner erschrocken seinen Fund von sich warf. Nun war wieder alles ruhig wie zuvor. Diese Ohrringe gehörten einer Wetterhexe, die ihren Schmuck in solcher Weise dem Finder entriss.

108. Hexentänze.

1.

Fast jedes Thal und jeder Gebirgszug weist Punkte auf, wo die Hexen ihre nächtlichen Gelage und Tänze hielten. Besonders berüchtigt waren in dieser Beziehung der Achselkopf, das „Hexenbödele" oberhalb Hötting, das

*) Vgl. Zingerle, Sagen aus Tirol, Nr. 770.

Hexenplatzl beim Bauhof in Völs, auf dem lange Jahre kein Gras mehr wachsen konnte, der Gipfel der Saile oder Rockspitze und die „Hexengufl“ hinter dem Schlosse Büchsenhausen, vor welcher man häufig die Hexen wild im Kreise herumfahren sah; in ihrer Mitte tanzte der Teufel.

2.

Zwei Dirnen, die nachts von Stumm nach Zell zurückkehrten, gewahrten einmal einen Hexentanz beim Neuwirt. Alle Fenster des Hauses waren hell erleuchtet und eine reizende Musik klang zu ihnen auf die Straße heraus. Neugierig blieben die Dirnen stehen und warteten, bis jemand herauskäme. Plötzlich fuhr ein „Gratt'l“ mit zwei Böcken bespannt, die ein schwarzer Kerl lenkte, der niemand anderer als der Teufel selbst war, vor die Thüre des Wirtshauses. Gleichzeitig kamen eine Menge fein gekleideter Herren und Frauen heraus und setzten sich alle auf das kleine Gefährt. Der Kutscher lud nun die beiden erstaunten Mädchen ein, auch mitzufahren und auf die Frage derselben, wie weit es gehe, erwiederte er: „Bis Schwoz“. Das war den Dirnen zu weit. Der Karren aber schoss mit einem Ruck über die Zillerbrücke und zerstob dann nach allen Richtungen.

3.

Ein andersmal begegnete ein solches Gefährt kurz vor Mitternacht einem alten Geigerlein auf der Udernser Wiese im Zillerthal. Der Kutscher hielt die Böcke an und fragte es: „Hoi, Seppal, mogscht nid aufhöck'n;

a bissal aufspiel'n?" Der Angeredete überlegte nicht lange, setzte sich zu ihm, und der Karren jagte mit Windeseile über Stock und Stein dahin. Bald hielt er aber vor einem großen, hell erleuchteten Schlosse und der Kutscher wies den Spielmann in einen prunkvollen Saal, wo viele Herren und Frauen bei einem köstlich duftenden Mahle saßen. Auch ihm wurde reichlich vorgesetzt und obwohl die Speisen nicht gesalzen waren, ließ er sich's doch gut schmecken. Als er sich satt gegessen hatte, steckte er noch ein großes Stück Kuchen zu sich und fieng dann an, aufzuspielen. Die ganze Gesellschaft huldigte nun in wilder Lust dem Tanze. Plötzlich aber kam es dem Spielmann vor, als gehe es nicht mehr mit rechten Dingen zu; das Getöse war verstummt, der blendende Lichterglanz erloschen, und beim fahlen Scheine des Mondes sah er sich auf einem „grausigen G'moier" hoch droben, am Sonnwendjoch. Voller Angst irrte er herum, um einen Pfad ins Thal hinab zu finden. Dabei verspürte er endlich Hunger und griff nach dem Kuchen, den er beim Hexenmahle eingesteckt hatte; doch zu seinem Schrecken hatte sich dieser in Pferdemist verwandelt.

4.

Wo der schroffe Felsgrat des Ampfersteines in die steinigen Halden der Nockspitze übergeht, bildet der Gebirgskamm oberhalb der Lizumeralpe einen Übergang, das Halsl. Hier steht in öder Alpeneinsamkeit eine kleine Kapelle, das „Soalhüttl" genannt. In ihm suchen hie und da vom Unwetter überraschte Älpler während

der Nacht nothdürftige Unterkunft, obwohl es drinnen nicht recht geheuer ist, und der Spuk schon manchen vor Tagesgrauen vertrieben hat.

Einst übernachtete der Telfeser Viehdoctor mit einem Hirten trotz Abmahnens des letztern in dieser Kapelle. Doch kaum war, wie sie auf ihrer Uhr ersahen, das Betläuten vorbei, als sie eine herrliche Musik mit „Tampl und Trumml“ herannahen hörten. Sie traten ins Freie und sahen einen langen Hexenzug vom Gipfel der Saile durch die Lüfte herabziehen. Jetzt flüchteten sich die beiden schnell wieder in die Kapelle; allein gerade diese hatten sich die Hexen zu ihrem Gelage auserkoren, denn mit einemmal wurde aus ihr ein großer Saal, in welchem viele vornehme Herren und Frauen durcheinanderwogten. Die zwei unfreiwilligen Zuschauer suchten sich möglichst verborgen zu halten; es standen ihnen die Haare zu Berge und der Angstschweiß drang ihnen aus allen Poren. Bald fieng die Gesellschaft zu kegeln, Billard zu spielen und zu tanzen an und spielte dabei ganz wunderbare Weisen auf. Man holte aber auch einen fetten Ochsen von der Lizumeralm herauf, schlug ihn ab und machte aus dem Fleische Würsteln, die von den Herrschaften zum größten Theil verspeist wurden. So vergnügten sie sich die ganze Nacht hindurch. In der Früh mit Betläuten war jedoch der ganze Spuk verschwunden, und die Kapelle wieder in ihrem alten Zustande. Dass die beiden nicht geträumt hatten, bewiesen ihnen die auf dem Boden herumliegenden „Rossgaggelen“, in welche sich das Kegelspiel und die Speisereste verwandelt hatten.

Nun stiegen der Viehdoctor und der Hirte zur Lizumeralpe hinunter und sahen den Ochsen, welcher zum Hexenmahl verwendet worden war, mit gesenktem Kopfe und an allen Gliedern zitternd im Stalle stehen. Die „z'nicht'n Leut“ hatten nämlich, da er keine Palmweihe erhalten, Macht über ihn bekommen.

5.

Ein Bauernbursche in Seefeld liebte ein bildhübsches Mädchen seines Heimatsortes und kam so oft er Zeit hatte, zu ihm auf den Heimgarten; nur für die Donnerstage hatte ihm dasselbe den Besuch ausdrücklich untersagt. Als er nun an einem solchen Tage abends allein in der Stube saß, stieg ihm ein Argwohn gegen seine Geliebte auf und er dachte sich: „Teifl no . . .! hot se ebber heit an ondern Buab'n?“ Um über diesen Punkt Gewissheit zu erhalten, schlich er in das Haus seines Schätzchens und versteckte sich in der Küche. Das Mädchen war gerade mit seinen Angehörigen beim Abendessen in der Stube, kam aber bald herein, das Geschirr abzuspülen. Als es mit dieser Arbeit fertig war, zog dasselbe aus der Höhlung unter dem Herde einen Topf hervor, der eine Salbe enthielt, mit welcher es sich die Fußsohlen einschmierte. Dann sprach es die Worte: „Oben aus und nirgends un“ und flog zum Kamin hinaus. Bestürzt darüber, dass sein Dirndl eine Hexe war, stahl sich der Bursche wieder aus dem Hause und erzählte andern Tags alles dem Herrn Pfarrer. Dieser rieth ihm, am nächsten Donnerstag wieder hin zugehen, aber diesmal nicht mehr heimlich, und die Fahrt mitzumachen, falls ihn das Mädchen dazu ein-

laden würde. Wenn ihm aber jemand ein Buch bringe, solle er die Namen Jesus, Maria und Josef hineinschreiben. An jenem Tage besuchte er nun seine Geliebte und willigte auf die Frage, ob er nicht mitfahren wolle, gerne ein. Beide bestrichen sich mit der Salbe und fuhren durch's Kamin hinaus; sie „vir aus“ und er „hint'n noch'n“. Nicht lange währte es und er saß neben seinem Liebchen in einem glänzenden Saal. Hier speisten viele Frauen und Mädchen an einer reich besetzten Tafel. Er war das einzige Mannsbild in der ganzen Corona und unterhielt sich vortrefflich. Da kam ein Herr mit einem großen Buche (dem „Teufelsprotokoll“) und Schreibzeug in den Saal herein, trat auf den Burschen zu und sagte zu ihm, wenn er für beständig an diesen Versammlungen theilnehmen wolle, brauche er sich nur hier zu unterschreiben. Der Jüngling that nun, als ob er seinen Namen unterzeichnen wolle, befolgte aber dabei den Rath seines Seelsorgers. Jetzt brach Knall und Fall der schöne Saal zusammen, alles verschwand, die Kerzen erloschen, und der Bursche stand auf einem Plätzchen, mitten in einer moorigen Wiese, wo das Gras wie von Pferdehufen zerstampft war; das Buch lag neben ihm auf dem Boden. Er hob dasselbe auf und trug es sogleich zum Herrn Pfarrer. Dieser konnte nun die Namen aller Hexen der Gemeinde herauslesen und ersah daraus, dass in Seefeld mehr Hexen waren, als andere Weiber. Der Bursche aber durfte sich nach dem Abend-Ave-Marialäuten nie mehr auf der Straße sehen lassen, sonst hätten ihn wohl die Hexen übel zugerichtet.

6.

Auch in Axams liebte ein Bursche ein Mädchen, das er alle Tage, mit Ausnahme des „Pfinstags“, besuchen durfte. Allmählich fieng es den Jüngling zu wundern an, warum er eigentlich an den Donnerstagen nicht kommen dürfe. Er begab sich deshalb an einem solchen Tage schon in aller Frühe heimlich in das Haus seiner Geliebten und versteckte sich in der Küche unter dem Tisch. Bald kam das Dirndl in ihrem Feiertagsgewande herein und reinigte das Geschirr. Dann öffnete es den Wandkasten, nahm ein mit Salbe gefülltes „G'spatele“ (Schächtelchen) heraus und schmierte sich die Hände ein. Hierauf sagte es: „Ob'n aus und ninderscht un!“ und schoss zum Kamin hinaus. Jetzt sprang der Bursche von seinem Verstecke hervor, rieb sich ebenfalls mit jener Salbe die Hände ein und rief, da er die Worte der jungen Hexe falsch verstanden hatte: „Ob'n aus und iberoll un!“ worauf es ihn im Rauchfang jämmerlich herumschlug, bis er endlich ins Freie kam. Da war es ihm plötzlich, als schreite er auf einer schönen Straße einher und sah in geringer Entfernung ein prachtvolles Schloss emporragen. Wie er es erreicht hatte, betrat er zunächst ein Zimmer, in welchem eine mit den auserlesensten Speisen besetzte Tafel stand. Da in demselben niemand anwesend war, dachte er sich: „Do foss i mir amol an Brot'n ein“ und ließ einige saftige Stücke in seinen Taschen verschwinden. Auch zwei Flaschen Wein steckte er zu sich. Dann öffnete er eine Thüre, durch welche ihm Stimmengewirr und rauschende

Musik entgegentönten. Sein Blick fiel in einen mit Herren und Damen vollgepfropften Tanzsaal. Beim Anblick des Gewühles rief er unwillkürlich aus: „Jesses Maria, do geat's zua!" Jetzt war augenblicklich das ganze Schloss verschwunden und der Bursche stand auf einem schauerlichen Schrofen inmitten einer landsfremden Gegend. Zu seinen Füßen lag ein Dorf, doch er konnte, so sehr er sich auch bemühte, keinen Abstieg finden. Da ihm der Magen knurrte, gedachte er des eingesteckten Bratens; aber wie erstaunte der Bursche, als er anstatt dessen nur faules Holz in der Tasche hatte und die beiden Flaschen Wasser enthielten. Endlich gelang es ihm, sich unter großer Lebensgefahr „oh'nz'herpf'n". Im Dorfe angekommen, gieng er zum Herrn Pfarrer und erzählte ihm seine heutigen Erlebnisse. Der Seelsorger wusste kein anderes Mittel, wie der Jüngling wieder in sein entferntes Heimatsdorf Axams kommen könnte, als wenn er am nächsten Donnerstag wieder auf den Felsen klettere und sobald das Schloss wieder oben stehe, in dasselbe hineingehe und mittanze. Alsdann dürfe er aber ja nichts mehr verlauten lassen, was die Hexen in ihrem Thun und Treiben störe. Der Bursche befolgte diesen Rath und war am Donnerstag schon bei Tagesgrauen wieder auf dem Schrofen. Von einem Schlosse war noch keine Spur zu sehen. Als er aber einmal umschaute und gleich darauf den Kopf wieder zurückwandte, erblickte er das prachtvolle Gebäude unmittelbar vor sich. Froh eilte er in den Tanzsaal, traf dort seine Geliebte und tanzte beständig nur mit ihr. Dabei fluchte er manchmal so gräulich, dass die Hexen an dem

hoffnungsvollen jungen Manne ihre helle Freude hatten. Kaum klangen aber die ersten Töne des Ave-Maria-Glöckleins vom Dorfe herauf, als er sich auf einmal bei seinem Dirndl in der Küche befand, wo er die Fahrt angetreten hatte. Mit der Liebschaft aber hatte es jetzt selbstverständlich ein Ende.

---

109. Die St. Kreiner Glocke.

Einer Glocke des Kirchleins von St. Krein (St. Quirin) im Sellrainthale wird eine ganz ungewöhnliche Kraft gegen Hexenwetter zugeschrieben. Als sich wieder einmal ein solches über jene Gegend entladen wollte, und die Glocke geläutet wurde, hörte man in den Lüften eine Stimme rufen: „Lass fallen, lass fallen". Eine andere entgegnete: „Die St. Kreiner Gaßschella schlagt!" und das Wetter war vorüber.

---

110. Die „Grassegger Labbin".

Im Zillergrund liegt unterhalb der schroffen Felspyramide der Ahornspitze die Alpe Grassegg. Auf der Schwelle der Hüttenthüre hockte immer eine alte „Labbin". Sie hatte einen unverhältnismäßig kleinen Kopf und den breitkrempigen Filzhut stets tief ins Gesicht gedrückt. Nachts schlief sie in einem Winkel der Hütte und störte überhaupt die Insassen derselben in keiner Weise.

Einmal aber hörten sie die Senner mitten in der Nacht schreien: „Nar ofohr'n, Schoffar, nar hüsig ofohr'n!" Da ihre Warnung aber nicht beachtet wurde, rief sie dieselben Worte in der folgenden Nacht wieder und endlich in der dritten so laut, dass es durch die ganze Hütte gellte. Der Schaffer suchte ihr nun klarzulegen, dass er doch nicht in der finstern Nacht abfahren könne und was die Bauern dazu sagen würden, wenn er die kaum bezogene Alm schon wieder verließe. Das Weiblein aber versicherte ihn mit einer Hast, die ihn ängstigte, es geschehe dem Vieh sicher nichts und auf ihn sei gewiss niemand böse. Da entschloss sich der Schaffer doch, von einer dunkeln Ahnung getrieben, schnell die Anstalten zur Abfahrt zu treffen. Beim Abtrieb hielt die „Labbin" die ganze Heerde in der schönsten Ordnung; bald war sie vor, bald hinter dem Zuge, ja manchmal sogar an beiden Enden zugleich, so dass nicht ein einziges Stück erfiel. Kaum waren aber Menschen und Vieh in Sicherheit, als man vom Joch herunter ein dumpfes Donnern vernahm, und eine verheerende Lawine einen großen Theil der Weide überschüttete und die Hütte sammt dem Stalle in den Abgrund riss.

---

111. Die Grubenlake.

Auf der Alpe Tettengruben im Schwarzachgrund (einem Seitenthälchen des Gerlosthales) liegt eine unscheinbare Pfütze, die „Grubenlak". In diese Lake warf einst ein Hirte im Unmuthe sein Horn hinein. Als er nach einigen Wochen zufällig auf den Hochleger in die „wilde

Krimml“ kam, fand er es zu seinem Erstaunen am Ufer des Langsees angeschwemmt. Es muss deshalb zwischen der Grubenlake und dem Langsee eine unterirdische Verbindung bestehen.

Wer in die Lake hineinschaut, sieht drinnen einen Ochsenkopf, welcher, sobald man nach ihm langen will, verschwindet. Wenn dieser Tümpel bis auf eine Öffnung, so groß wie ein Ochsenauge zugewachsen ist, wird er ausbrechen, und die Wasserfluten werden im ganzen Gerlos- und Zillerthale so gewaltig steigen, dass auf dem Bauernhofe Neuraut, hoch am Zellberg oben, der Hackstock herumschwimmen wird.

---

112. Die Stieraugen.

Am Finkenberg im Zillerthale liegt eine Alm, auf der sich vor Zeiten ein riesiger Geisterstier herumtrieb. Er war am ganzen Leibe schwarz, nur auf der Stirne hatte er einen weißen Fleck. Der Almputz richtete unter dem Vieh großen Schaden an und war auch von den Älplern und Jägern sehr gefürchtet. Da kam zufällig ein Kapuziner auf die Alpe und ihm klagten die Senner ihre Noth. Der Mönch versicherte dieselben, falls sie seinem Rathe folgen würden, die Alm von dem Geisterstier zu befreien. Sie sollten nämlich sieben Jahre hindurch ein mit dem Unthier ganz gleich gefärbtes Stierkalb aufzüchten und es mit immer neuen Kühen säugen.

Die Senner thaten genau, was ihnen der fromme Pater gerathen hatte. Das Kalb wurde mit der Zeit

so groß, dass es mit dem Rücken bis fast zur Stall-diele reichte. Gerade über ihm stand in der Scheune die Kuh, zu welcher es durch ein Loch hinauflangen konnte, um zu saugen. Endlich waren die sieben Jahre um, und man ließ das so mühsam aufgezogene Ungethüm laufen, wohin es wollte; es rannte sofort dem Joche zu, während der Ampuß vom Nassdux heraufkam. Als die beiden zusammentrafen, fiengen sie an, wüthend ineinanderzustechen. Dieser Kampf dauerte aber nicht lange, denn sie versanken plötzlich in den Boden. Seitdem sieht man an jener Stelle, wo die Stiere gekämpft hatten zwei Laken dicht nebeneinander, die „Stieraugen" genannt. Auch diese Pfützen werden einst, wenn sie fast ganz zugewachsen sind, ausbrechen und ihre Wasser sich verheerend über Schwendau ergießen.

---

113. Unser Hergott in Schwendau.

Vor alter Zeit waren die Felder um Schwendau viel fruchtbarer als heutzutage, doch die Bewohner desselben, durch den Reichthum übermüthig gemacht, wurden gottlos und hart gegen die Armen. Endlich wollte sich unser Herr in eigener Person von dem Frevelmuthe der Bauern überzeugen und wanderte eines Abends als Bettlermanndl von Haus zu Haus, um eine Nachtherberge bittend. Überall wurde er barsch abgewiesen, bis er am Ende des Dorfes zu einer Schmiede kam. Hier wohnte auch ein altes Mütterlein, das dem Manndl freundlich Unterkunft gewährte. Um Mitternacht aber

begann es draußen schrecklich zu rauschen, donnern und krachen, worüber das arme Weiblein nicht wenig erschrack. Der Bettler jedoch breitete die Arme aus und sprach:

„Vir und aus,
Vir mei Herbighaus!“

Als der Morgen graute, verstummte das Getöse. Nun gieng die Alte mit dem Manndl vor die Hausthüre und sah, dass der Sidanbach das ganze Dorf Schwendau in eine Wüste von Schlamm, Felsblöcken und entwurzelten Fichten verwandelt hatte. Von den Häusern war keine Spur mehr zu erblicken, nur die Schmiede stand noch und zwar völlig unversehrt. Bevor jedoch das Manndl schied, sagte es noch, diese Überschwemmung sei nur das Füllen gewesen, das Ross komme erst nach. Jetzt erkannte das Weiblein, wen sie beherbergt hatte und sandte ein inbrünstiges Dankgebet für die wunderbare Rettung zum Himmel. Heute noch zeigt man das Stübchen, in welchem unser Hergott damals übernachtete.

---

114. Die Schindhütte.

In einem der schönsten und interessantesten Seitenthälchen des Zillerthals, der Stillupp, steht auf herrlicher Alpenweide die sogenannte „Schindhütte“. Über die Entstehung dieses Namens geht folgende Sage im Schwange:

Auf dieser Alpe waren einst drei Melcher, zwei davon recht lüderliche Gesellen. Einmal fiel ihnen in

ihrer Gottlosigkeit bei, einer hölzernen Heiligenstatue, die im Tischwinkel aufgestellt war, einen Löffel voll Mus hinzuhalten, und forderten dabei den Heiligen, welchen sie darstellte, unter Hohn und Spott zu essen auf. Dies wiederholten dieselben fast bei jeder Mahlzeit, obwohl sie der brave Senner oft davor warnte. Bald hatte indes der Übermuth der beiden Melcher den Höhepunkt erreicht. Als sie einst nach dem Abendessen das Bildnis mit Mus bestrichen, öffnete es auf einmal den Mund. Das musste den Sennern doch etwas unheimlich vorgekommen sein, denn beim Schlafengehen entstand ein Streit unter ihnen, wer auf dem Heu zunächst dem Kaserraume liegen solle. Da entschloss sich derjenige Älpler dazu, welcher den Heiligen nie verhöhnt hatte. Es konnte aber keiner schlafen und mit Bangen erwarteten sie die Mitternacht. Plötzlich erblickten sie in der Kaser eine Gestalt, welche schon die Hände nach ihnen ausstreckte und rief:

„N'eacht'n findt i,
N'zwoat'n schindt i,
N' dritt'n schmeiß i ibach's Hitt'ndoch aus!"

So geschah es auch; nur dem Unschuldigen that der Geist nichts zu Leide, doch die andern büßten ihren Frevelmuth mit einem grauenvollen Tode.

---

115. Die Beißwürmer von Stadlbach.

Auf der Alpe Stadlbach im Zillerthale gab es vor Zeiten eine Menge „Beißwürmer", die Menschen und

Vieh sehr gefährlich waren. Wenn man das Unglück hatte, von einem solchen gebissen zu werden, musste man so schnell als möglich zu einer Quelle oder einem Bächlein laufen, um daraus zu trinken, denn es eilte auch die Schlange dahin, und wenn es ihr gelang, früher das Wasser zu erreichen, so war der Mensch verloren, im andern Falle kam die Schlange um.

Lange Zeit musste man diese Plage ertragen, bis endlich ein Kapuziner auf die Alpe kam und den Sennern erklärte, die Beißwürmer wenigstens für eine Zeit lang vertreiben zu können. Er baute sich an einer passenden Stelle einen Ofen, machte um Mitternacht Feuer darin auf und begann aus einem Buche zu lesen. Da krochen die Beißwürmer von allen Seiten zischend herbei, schossen in den Ofen und kamen in den Flammen um. Zuletzt aber wälzte sich ein ungeheurer, weißer Wurm heran und sagte:

„Hatet's g'ess'n Bibernell,
Wachtet's g'stoarb'n nid sö gschnell,
Hatet's g'ess'n Baldriu,
Wachtet's kemmen all' d'rfu".

Dann ringelte auch er sich ins Feuer und verbrannte. Nach einer andern Version soll er gesagt haben: „Hascht krod a graisal g'fahlt, oft mießascht dü eih'n".

Nun ist die Alpe einstweilen von diesen Giftschlangen befreit; man fürchtet jedoch immer ihr baldiges Wiedererscheinen. Wenn dies der Fall sein wird, so wächst an dem Plätzchen, wo früher der Ofen gestanden hatte, ein Eichbaum, der drei Wipfel haben wird. Ist er so groß, dass Bretter aus ihm geschnitten werden

können, so muss aus denselben eine Wiege gemacht werden, und das erste Kind, das man in ihr schaukelt, wird, wenn es herangewachsen ist, die Beißwürmer wieder vertreiben.*)

---

116. Der verunglückte Natternbanner.

Eine andere Alpe wimmelte derart von Schlangen, dass die Bauern schon bald kein Vieh mehr auftreiben wollten. Eines Abends bat ein Handwerksbursche um eine Nachtherberge in der Hütte. Man gewährte ihm dieselbe gerne und lud ihn zum Nachtessen ein. Die Senner kamen dabei auf die Schlangen zu sprechen und riethen hin und her, wie sie diese Bestien vertreiben könnten. Der Handwerksbursche hörte gespannt zu und fragte die Älpler, ob sie nie einen weißen Natternkönig darunter gesehen hätten. Als sie dies auf das entschiedenste verneinten, versprach er ihnen, alle Beißwürmer auf der Alpe für immer zu vernichten, wenn man ihm dafür einen gehörigen Lohn auszahle. Darauf giengen die Senner freudig ein und begaben sich mit dem Hantierer auf die Weide hinaus, wo sie auf dessen Geheiß Holz zusammentrugen. Er errichtete damit einen weiten, kreisförmigen Wall. Gegen Mitternacht trat er in denselben hinein und entzündete das Holz. Dann begann er zu pfeifen und zischen, gerade wie die Schlangen, und alsbald wurde es ringsum lebendig; aus zahllosen Löchern und Höhlen, aus Sträuchen und Stein-

---

*) Vergl. Zingerle, Sagen aus Tirol, Nr. 303.

haufen kroch es heran und schlüpfte ins Feuer. Auf einmal aber ertönte ein schriller Pfiff. Entsetzt fuhr der Schlangenbeschwörer zusammen und schrie schreckensbleich: „Der Natternkönig! Ich bin verloren!“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, schoss eine ungeheure, weiße Schlange durch die Luft daher, bohrte sich durch den Unglücklichen und stürzte sich sodann ebenfalls in die Flammen. Seitdem blieb die Alpe von den Giftschlangen verschont.

Hätte der Natternbanner gewusst, dass ein König unter ihnen war, so würde er einen Baum in einer gewissen Höhe abgehackt, um den Strunk das Feuer angezündet und sich dann auf denselben hinaufgestellt haben. Hierauf wäre die weiße Schlange gegen den Baumstrunk geschossen und hätte sich dabei den Kopf zerschellt. Der Handwerksbursche aber wäre auf diese Weise am Leben geblieben. (Patsch.)

117. Der Natternkönig.

In Absam saßen einmal beim Heimgarten mehrere Bauernburschen und Dirnen in der Stube beisammen. Als ein Bub zufällig nach einem Fenster blickte, glaubte er dort eine dicke, rothe Schnur hängen zu sehen und wollte mit den Worten: „Wos ist denn des fer a roath's Bandt'l?“ nach ihr langen. Da schoss aber das vermeintliche „Bandtl“ zum Schrecken aller Anwesenden wie der Blitz durchs geschlossene Fenster ins Freie. Es war nämlich ein rother Natternkönig.

118. Die Todtenköpfe.

Einem verbreiteten Aberglauben zufolge kann man einen Todtenkopf in der heiligen Nacht, wenn man ihn eine Zeit lang im Wasser sieden läſst, in pures Gold verwandeln. Dies wuſste auch ein Handwerker in der Scharnitz und beschloſs, einen Versuch zu machen. Er schlich während der Christmette auf den Friedhof, stahl einen Todtenkopf aus demselben und trug ihn nach Hause. Hier legte er ihn in einen Topf, goſs Wasser hinein und setzte ihn voll Zuversicht, daſs ihm bald das reinste Gold entgegenleuchten werde, über das Feuer. Als aber das Wasser zu „blappern" anfieng, öffnete sich plötzlich die verschlossene Thüre und es begann eine ganze Menge Todtenköpfe hereinzupumpern. Von einem tödlichen Schrecken gepackt, vermochte er gerade noch, um sich zu retten, den Topf umzustoßen, daſs der Schädel auf den Boden kollerte. Der Mann aber stürzte dann ohnmächtig zusammen. Als er wieder zu sich kam, war der ganze Spuk verschwunden.

---

119. Der Kalbsschädel im Kohlacker.

Wenn man einen Kalbsschädel in ein „Kobasland" legt, bleiben die Kohlköpfe von den Hasen verschont. Ein Bauer von Natters wollte einmal probieren, ob dieses Mittel wirksam sei. Es zeigte sich in der That, daſs sein Kohl von keinem einzigen Hasen heimgesucht

wurde, während der seiner Nachbarn stark angefressen war. Die Leute konnten sich dies nicht erklären und wunderten sich darüber sehr. Da kam aber eines Tages in aller Frühe ein Geistlicher an dem Felde vorbei und sah gerade, wie der Teufel einen Hasen aus dem Kohl des Bauern jagte. Dies dünkte den Herrn sehr sonderbar und er gieng zum Besitzer des Ackers, um ihm das Gesehene mitzutheilen. Der Landmann hatte nicht gewusst, dass er durch jene einfache Anstalt mit dem Teufel in Verbindung getreten war, und entfernte den Schädel sogleich aus dem Felde. In Zukunft wurde nun wieder sein Kohl nicht weniger beschädigt, als der seiner Nachbarn.

---

120. Der Vierklee.

Vieles weiß der tirolische Volksglaube vom vierblättrigen Klee oder kurzweg „Vierklee" zu erzählen. Wenn sich z. B. eine Jungfrau am Frohnleichnamstage einen solchen ins Haar steckt, bekommen die Hexen Macht über sie. In Axams flocht man einen Vierklee einer Jungfrau, aber ganz ohne ihr Wissen, ins Haar. Nach dem Abend-Ave-Maria-Läuten fielen die Hexen über sie her und hätten dieselbe unzweifelhaft in Stücke zerrissen, wenn sie eine Ahnung von dem mit ihr getriebenen Schabernack gehabt hätte. So kam sie noch mit dem bloßen Schrecken und zerfetzten Kleidern davon.

---

121. Die Leiche.

1.

In Hinterdux hatten einst drei Burschen bei einem Todten Nachtwache. Wie es üblich war, ließ man sie dabei nicht im Trockenen sitzen, sondern versorgte sie reichlich mit Schnaps, Brot und Käse. Da den dreien der Brantwein kein unwillkommenes Getränk war, leerten sie ein Fraggele nach dem andern und hatten sich bald einen tüchtigen Affen angetrunken. Nun wurden die Burschen mit der Leiche vertraulicher, zogen ihr das „Leilach", mit dem sie zugedeckt war, weg und forderten sie auf mitzuzechen. Als ihr aber einer Brantwein in den Mund goss, erhob sich der Todte zum Schrecken der Burschen, gieng zu ihnen hin und sagte jedem einzelnen etwas ins Ohr. Dann legte er sich wieder in die Truhe. Wenn sie nun das ausblauschen, was ihnen der Leichnam gesagt hat, müssen sie sofort sterben.

2.

Ein alter Mann sollte einmal bei einem Bauern Leichenwache halten. Nun verabredeten zwei Burschen, dem Menschen einen tüchtigen Schrecken einzujagen. Sie bohrten deshalb in die Wand, welche die Küche von der Stube, wo der Todte aufgebahrt war, trennte, ein Loch, legten dem Leichnam einen starken Bindfaden um den Hals und richteten es so, dass sie in der Küche nur zu ziehen brauchten, um beim Todten eine Bewegung des Kopfes zu veranlassen.

Als der Alte in die Stube trat, war alles fertig, und die Buben warteten nur noch auf einen günstigen Augenblick. Der Mann mochte etwa eine Stunde dagesessen haben, da nickte die Leiche. Zuerst glaubte er, sich getäuscht zu haben. Als sich aber diese Bewegung wiederholte, dachte er sich: „Jo hin ist dear amol nit" und schritt auf den Leichnam zu. Da bewegte dieser zum drittenmal den Kopf, erhob sich aber auch und lief eilig, ohne den Wächter zu beachten, in die Küche hinaus, um die beiden „oz'magg'n".*) Hierauf gieng er in die Stube zurück und legte sich wieder ruhig auf das Rechbrett. (Pradl.)

---

122. Das Kreuz auf dem Blasienberg.

Bei Völs erhebt sich der aussichtsreiche Blasienberg. Seinen Gipfel krönt ein schönes, dem hl. Blasius geweihtes Wallfahrtskirchlein, auf dessen Seitenaltar sich ein metallenes Crucifix befindet. Unter dem Kreuze stehen die göttliche Mutter Maria und der Apostel Johannes, die beide von Holz ausgeführt sind. Am Kreuzesschaft weist eine Hand und das Wort „Velleberg" nach aufwärts und eine andere mit dem Worte „Vells" nach abwärts. Diese Gruppe verdankt ihre Entstehung folgender wunderbaren Begebenheit:

Im Burgverlies zu Velleberg schmachtete ein unschuldig zum Tode Verurtheilter. Schon am kommenden Morgen in aller Frühe sollte das Urtheil an ihm voll-

---

*) Umzubringen.

streckt werden. Die Hoffnung, die sonst den Unglücklichen beseelte, dass seine Unschuld noch zur rechten Zeit an den Tag kommen werde, war in seiner Seele erloschen und er ergab sich mit Fassung in sein bitteres Schicksal.

Unterdessen ritt ein Bote, welcher dem Ärmsten Befreiung bringen sollte, in größter Eile von Wien her. Als die Sterne an jenem Morgen zu erbleichen begannen, hatte er Innsbruck bereits ein gutes Stück hinter sich und kam zum Scheidewege zwischen Velleberg und Völs. Nun wusste er aber nicht, welchen Weg er einschlagen sollte und doch hatte er keine Zeit mehr, lange zu überlegen. Voll tiefen Mitleids für den unschuldig Verurtheilten und von dem Gedanken gequält, dass er nun schon so nahe dem Ziele doch nicht mehr zur rechten Zeit das Schloss erreichen könne, wenn er anfangs den falschen Weg einschlüge, that er das Gelübde, falls ihm der Himmel ein Zeichen geben würde, welcher Weg der richtige sei, hier ein metallenes Kreuz sammt den Heiligen aufstellen zu lassen, so schwer wie er und sein Ross zusammen. Und siehe da! Es zeigten sich die Worte „Velleberg“ und „Vells“ in leuchtender Schrift vor seinen Augen. Kaum hatte er den obern Weg eingeschlagen, als die Erscheinung wieder verschwand. Nun traf der Bote noch rechtzeitig auf dem Pfleggerichte ein, und der Verurtheilte war gerettet. Der brave Reiter hielt auch sein Gelübde, ließ ein schweres, metallenes Crucifix mit derselben Inschrift, die er in jener Nacht gesehen, nebst den Statuen der Muttergottes und des hl. Johannes gießen und an der Wegscheide aufstellen.

Im Jahre 1809 raubten die Franzosen die beiden seitlichen Statuen.

Zwei Soldaten, die in Völs wohl Eins über den Durst getrunken und dabei das Retraite versäumt hatten, kamen an diesem Kreuze vorbei. Da zog einer aus Ärger über seine Verspätung das Bajonett und schlug damit auf die eine Hand des Christusbildnisses. Von diesem Augenblick an war aber die rechte Hand des Soldaten vollkommen gelähmt. Er starb darauf nach schmerzvoller Krankheit im Spitale.

Später überführte man das mit der Zeit schwarz gewordene Kreuz in das Kirchlein auf den Blasienberg und ersetzte die beiden geraubten Metallstatuen durch hölzerne. Der Platz, wo es einst gestanden, heißt heute noch „beim schwarzen Kreuz“.

---

123. Das Christusbild im Seekirchl.

Im Seekirchl bei Seefeld ist ein großes Crucifix. Wenn fromme Wallfahrer von den Haaren des Heilands eine Locke abschneiden, um sie als Andenken mitzunehmen und aufzubewahren, so wächst sie auf seinem Haupte wieder nach.

---

124. Der Heiland am Hainzenberg.

Ein kleines Stück Weges unterhalb der Wallfahrtskapelle Maria-Rast am Hainzenberg sieht man in einer

Felsennische einige Holzfiguren, Christus mit den Jüngern am Ölberge darstellend. Dieses Plätzchen an der einsamen Hochstraße bietet, von Fichten beschattet und schwellendem Moose umkränzt, einen unbeschreiblich friedlichen Anblick.

Auf der Steinplatte vor dieser Gruppe kniete einst der göttliche Heiland selbst in tiefster Andacht versunken. Während dessen erweichte sich der harte Stein, und die Knie des Erlösers sanken ein wenig in denselben ein. Man sah noch vor nicht langer Zeit beide Knieeindrücke in der Platte; doch fremde Wegmacher, welche von dieser Legende nichts wussten, haben die Steinplatte zum Theil weggesprengt.

---

125. Der Kreuzpartikel zu Tarrenz.

Auf den Schlössern Altstarkenberg und Kronburg hausten einst zwei Brüder aus einem der mächtigsten Adelsgeschlechter Nordtirols, den Starkenbergern. Ein dritter Bruder weilte in Rom. Während die beiden andern, besonders der auf Kronburg, gefürchtete Raubritter waren, zeichnete sich dieser durch große Frömmigkeit aus.

Einmal sandte er dem auf Starkenberg ansässigen Bruder, um ihn vielleicht einer mildern Gesinnung zugänglich zu machen, einen großen, echten Kreuzpartikel. Der Raubritter aber ließ denselben sofort ins Feuer werfen. Allein wie sehr ihn auch die Flammen umloderten, die kostbare Reliquie verbrannte nicht. Da be-

fahl der Schlossherr seinem Knappen, den Kreuzpartikel in den brausenden Salvesenbach hinabzuwerfen.

Landleute, welche in der Nähe des Baches arbeiteten, sahen das Hölzchen, von einem hellen Scheine umgeben, langsam über dem Wasser dahinschweben. Schnell benachrichtigten sie hievon den Seelsorger von Tarrenz. Dieser eilte sofort zum Bache, fieng den Kreuzpartikel auf und übertrug denselben, gefolgt von einer großen Volksmenge, in die Kirche, wo er jetzt noch aufbewahrt wird.

Das Stammschloss der Starkenberger wurde später von Friedrich mit der leeren Tasche nach seiner Flucht von Konstanz mit Hilfe seines ritterlichen Anhanges und seiner treuen Landecker Bauern nach langer Belagerung erstürmt und zerstört. Noch derzeit findet man in der Ruine schwere, von der Belagerung herrührende Wurfkugeln.

Man hört aber auch noch zu gewissen Zeiten in dem unterirdischen Gange, der vom Schlosse zum Bach hinunter führte, aber jetzt theilweise verschüttet ist, Geister kegelscheiben Sie benützen hiezu ein goldenes Kegelspiel, das aber bis jetzt noch nie aufgefunden werden konnte.

---

126. Das wiedergefundene Muttergottesbildnis.

Am Wege von Mairhofen nach Brandberg steht eine gemauerte Kapelle mit einem wunderthätigen Muttergottesbildnisse. Früher war dieselbe von Holz, aber freche Buben hoben einst nächtlicherweile die Balken

mit Pickeln und Schaufeln aus der Erde und warfen die ganze Kapelle mit allem, was sie enthielt, den Abgrund hinab in den Ziller. Man hielt nun auch die Muttergottesstatue für verloren.

Als aber einmal der Bauer Jakob Lechner von Kumbühel eine verlaufene Geiß suchte, hörte er sie am Ufer des Zillers „rear'n“. Er lief hinzu und gewahrte mit freudigem Erstaunen, dass die Ziege neben der so schmerzlich vermissten Muttergottesstatue lag. Sofort begab er sich mit dem wertvollen Funde nach Mairhofen in den Widum. Bald darauf wurde auf demselben Platze, wo die hölzerne Kapelle gestanden hatte, eine neue, gemauerte erbaut. Die Gemeinden Mairhofen und Brandberg übertrugen dann das Bildnis in feierlicher Procession in die Kapelle.

---

127. Die Wallfahrt Kaltenbrunn.

1.

Ein Bauer von Wenns im Pitzthale hatte ganz unbegründeter Weise einen tödlichen Hass auf sein treues Weib und er gieng immer mehr und mehr mit dem Gedanken um, dasselbe bei einer günstigen Gelegenheit aus der Welt zu schaffen Da machte er einmal seiner Gattin den Vorschlag, mitsammen eine Wallfahrt nach Kaltenbrunn zu unternehmen. Diese willigte auch gerne ein.

Als das Ehepaar zum sogenannten „jahen Blick“ auf den Piller Pass gekommen war, wo der Berg in

einer furchtbaren Felswand zum Inn und der denkwürdigen Pontlatzerbrücke abfällt, munterte der Bauer sein Weib auf, in die Tiefe zu blicken. Arglos befolgte es seine Worte und beugte sich etwas vor, um besser in den Abgrund hinabsehen zu können. Diesen Augenblick benützte der Ruchlose und stieß seine Gattin in die schauerliche Tiefe. — Darauf setzte er schnell den Weg nach Kaltenbrunn fort und begab sich sogleich nach der Kirche, damit es den Anschein habe, als bete er für das Seelenheil seiner „verunglückten“ Gattin. Wie er aber das Gotteshaus betreten hatte, traute er seinen Augen kaum, denn er sah dieselbe vor dem Gnadenbilde knien, in inbrünstigem Gebete vertieft. Als die Betende Schritte auf sich zukommen hörte, wandte sie sich um und gewahrte ihren Mann. Diesen ergriff der milde, verklärte Blick seiner Gattin so mächtig, dass er vor ihr auf die Knie niedersank und sie flehentlich um Vergebung bat. Nach Christenpflicht verzieh sie auch ihrem reumüthigen Manne sein schweres Vergehen und erzählte ihm ihre wunderbare Rettung. Sie habe nämlich während des Sturzes die Muttergottes von Kaltenbrunn um Schutz und Hilfe angerufen und wie er sehe, nicht vergeblich, denn sie sei aus der ungeheuren Höhe ganz sanft aufgefallen. Darauf empfiengen beide die Sacramente der Buße und des Altars und kehrten in ihre Heimat zurück, wo sie bis zu ihrem Lebensende in Friede und Eintracht lebten.

Erst nach dem Tode der beiden Eheleute wurde die wunderbare Rettung dieser Bauersfrau allgemein bekannt, und durch dieses Wunder neuerdings gestärkt,

wallfahrten Tausende zum Gnadenbilde von Kaltenbrunn, um die Himmelskönigin zu lobpreisen oder in schweren Unglücksfällen Hilfe und Trost von ihr zu erbitten.

2.

Auf dem Wege von Kauns nach Kaltenbrunn sah man viele Jahre hindurch eine ungewöhnlich große, stets in der Richtung nach Kaltenbrunn kriechende Kröte. Jeder, der sie antraf, schleuderte dieselbe unwillig mit dem Fuße zur Seite. Mit der Zeit zeigte sie sich jedoch trotzdem immer näher bei Kaltenbrunn und schließlich sogar vor der Kirchthüre. Natürlich suchte man sie von hier erst recht zu vertreiben, aber es war vergeblich. Jeden Morgen war sie wieder zur Stelle und schien ängstlich eine Gelegenheit zu erwarten, in das Gotteshaus hineinzukommen. Endlich hatte sie eine solche erspäht und schlüpfte zur halb geöffneten Thüre in die Kirche. Einige Wallfahrer, welche dies beobachtet hatten, sahen, als sie gleich darauf in die Kirche eintraten, eine marmorbleiche Frauengestalt in schneeweißem Gewande. Der Pfarrer ließ sie sogleich zu sich kommen, und diesem sagte dieselbe, dass sie kein irdisches Wesen mehr sei und bei ihren Lebzeiten eine Wallfahrt nach Kaltenbrunn gelobt, das Versprechen aber nicht gehalten habe, weshalb sie nach ihrem Tode verurtheilt worden sei, dasselbe als Kröte zu erfüllen. Hierauf war sie verschwunden, und die erlöste Seele konnte sich nun aufschwingen zu den ewigen Freuden.

---

128. Die große Sterb.

1.

Als einst im Zillerthale die große Sterb (Pest) gewüthet hatte, blieben nur zwei arme Dienstboten vom Tode verschont. Es waren dies ein Knecht Lenz (Laurenz) mit Namen, der in einem Weiler unweit von Mairhofen lebte, und eine Dirn, welche in einer Hütte am gegenüberliegenden Zillerufer zu Hause war. In trauriger Stimmung gieng sie einmal hinab gegen den Fluss, um Umschau zu halten, ob denn gar alles ausgestorben sei, bemerkte aber zu ihrer größten Freude auf den Feldern des jenseitigen Ufers den ihr wohlbekannten Knecht und rief so laut sie konnte: „Ho, Lenz!“ Dieser auch nicht wenig erfreut, dass außer ihm noch das Dirndl am Leben sei, sprang mit dem Rufe: „Burgal!“ in den Ziller, watete zu dem Mädchen hinüber, und kurze Zeit darauf heirateten sie sich. Seitdem nennt man die Weiler, in welchen die Stammeltern der Zillerthaler wohnten, Holenzen und Burgstall.

2.

Zur Zeit der großen Sterb raffte der Tod auch im Innthale die meisten Leute hinweg, da sie kein wirksames Mittel gegen die schreckliche Krankheit kannten. So lebten z. B. in Axams nur mehr zwei Familien. Diese aber beteten so inständig zu Gott um Rettung, dass er sie erhörte. Bei Nacht rief nämlich eine ungeheuer laute Stimme aus der Zirler Klamm zu ihnen herüber:

„Esst's Kranebitter und Bir'nmehl,
So lebtet's long und sterb's nit so g'schnell!"

---

129. Der entdeckte Mörder.

In ein Bauernhaus des Örtchens Piller im Pitzthale kam einst ein Hausierer und bat um eine Nachtherberge. Dieselbe wurde ihm gewährt, und der Mann machte sich's hinter dem Ofen bequem. Abends beim Heimgarten trat ein Bursche in die Stube, der von Kauns über den Piller Pass herübergekommen war. Ermüdet ließ er sich auf eine Bank nieder und erzählte, er sei auf der Passhöhe über einen Gegenstand gestrauchelt, und wie er ihn näher betrachte, habe er in demselben einen gebleichten Menschenknochen erkannt. Dabei zog er ihn aus der Tasche, und alle wunderten sich, wie schön weiß er sei. Durch diese Reden aufmerksam gemacht, kam der Hausierer hinter dem Ofen hervor und fragte erregt: „Wos, wos hobt's do fir a Boan?" Man reichte ihm den Knochen, doch kaum hatte er ihn in der Hand, als derselbe zu bluten anfieng. Der Hausierer sah sich nun verrathen und gestand, dass er auf dem Piller Passe vor zwanzig Jahren einen Menschen umgebracht und auch dort verscharrt habe.

---

130. Der verlorene Holzschuh.

Einem Hirten, der auf einer Wiese bei Seefeld das Vieh hütete, fiel einer seiner „Knoschpen" in einen

Wassertümpel und sank unter, da er mit Nägel stark beschlagen war. Nach etwa drei Jahren fand jemand diesen Holzschuh in einer Pfütze oberhalb Inzing. Da der Name des Hirten in die Sohle eingebrannt war, händigte ihn der Finder diesem wieder ein. Merkwürdig ist dabei, dass die beiden Laken auf eine so weite Strecke eine unterirdische Verbindung haben.

---

131. Prophezeiungen.

Über das Schicksal der drei größten Dörfer des Zillerthales, Fügen, Zell und Mairhofen erzählt man sich nachstehende Weissagung: Da Fügen einen rothen Kirchthurm hat, Zell einen blaugrünen und Mairhofen einen hellgrünen, so wird Fügen verbrennen, Zell von einem ausbrechenden See überschwemmt werden und aus Mairhofen eine große Stadt werden.

Eine ähnliche Prophezeiung ist auch im Oberinnthale bekannt:

Nassereit versinkt,
Tarrenz verrint,
Und Imst verbrinnt.

Berichtigungen.

Seite 7, Zeile 7 v. o. lies: schwerem Herzen
„ 62, „ 13 v. u. lies: Magerbach.
„ 83, „ 6 v. u. lies: verblüffte.